Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 17 (1935)

Heft: 51

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 20. Dezember 1935 | Erscheint jeden Freitag | 17. Jahrgang. Nr. 51

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Die Mutter
Die Mitarbeit der Frauen in den kirchlichen Behörden der Schweiz
Frau Dr. h. c. Susanna Orelli
Hausrat von heute
Vom Büchertisch

Wochenchronik.

Inland.

Mit größtem Interesse verfolgt die schweizerische Oeffentlichkeit gegenwärtig die Beratungen der **nationalrätlichen Kommission** über das **Finanzprogramm.** Als bisher wichtigste Ergebnisse seien herausgegriffen die Reduktion der Primarschulsubvention nicht um 30 Prozent (nach bundes- und ständerätlichem Vorschlage), sondern nur um 25 Prozent, was allerdings in das ausgewogene Gebäude des Programms ein ziemliches Loch reißt, den Kantonen jedenfalls aber hochwillkommen sein wird. Dagegen wurde die Sistierung des Bundesbeschlusses über den Ausbau der Alpenstraßen für die Dauer des Finanzprogramms beschlossen, womit sich 7 Millionen einsparen lassen. Auf dem Gebiet des Subventionen-, namentlich auf demjenigen des Personal- und Besoldungsabbaues fehlte es natürlich nicht an zahlreichen Streichungs- und Milderungsanträgen; doch so gerne die Kommission die Lyser möglichst erträglich gestaltet hätte, blieb sich die Mehrheit der bittern finanziellen Notwendigkeiten bewußt und lehnte fast durchwegs alle Abschwächungsanträge ab. So sind vor allem die Positionen des Lohnabbaues nach den Vorschlägen des Bundesrates (15 Prozent, abzugsfreier Betrag 1400 Franken) durchgedrungen. Ebenso die Erhöhung der Couponsteuer. Die Erhöhung der Krisenabgabe um 25 Prozent dagegen wurde schon bei einem Einkommen von 6000 Fr. beschlossen, statt nach dem Bundesrat erst bei 12,000 Fr. Von einer Erhöhung der Bier- und Tabaksteuer über den bundesrätlichen Vorschlag hinaus wurde sogar von den Sozialdemokraten abgesehen (um die Lebenshaltung nicht noch weiter zu verteuern!!), dem Zuckerzoll wurde zugestimmt, der Benzinzoll gegenüber dem bundesrätlichen Vorschlag von 28 Fr. auf 24 Fr. ermäßigt usw. Gegenwärtig steht die Kommission bei der Beratung des Getreidezolls.

Der **Bundesrat** hat einige wichtige **Regelungen** getroffen: Im Reiseverkehr Deutschland-Schweiz mußte mangels einer rechtzeitigen neuen Regelung die frühere vorübergehend wieder aufgenommen werden, um im Interesse unserer Hotellerie den Weihnachts- und Neujahrssportverkehr nicht zu beeinträchtigen. Zur Verlängerung des Hotelbauverbots hat der Bundesrat eine neue Vollziehungsverordnung erlassen, die gewisse Erleichterungen vorsieht. Vom Filialverbot (Verbot der Eröffnung und Erweiterung von Warenhäusern, Einheitspreisgeschäften usw.) hat er verschiedene Genossenschaftsverbände — u. a. den Verband schweiz. Konsumvereine — befreit. Mit Genugtuung nahm der Bundesrat ferner zur Kenntnis, daß in Genf nunmehr die schweizerischen Vorkehren zu den Sanktionen nicht mehr angefochten werden. Große Sorge dagegen bereitet die in den beiden letzten Monaten außerordentlich gestiegene Zahl der Arbeitslosen, die zu Ende November 96,000 betrug.

Ein neues Licht auf die nationalsozialistischen Umtriebe in der Schweiz wirft der **„Fall Rittelmann"**, einer der Bundesstenographen, gebürtiger Deutscher, eingebürgerter Schweizer, der vom Bundesrat von heute auf morgen seines Amtes enthoben werden mußte, weil ihm entgegen seinem gegebenen Worte Beziehungen zum Nationalsozialismus in der Schweiz, namentlich zu Gustloff in Davos, nachgewiesen wurden. Ein solcher „Vorchposten" kann natürlich im Bundeshause nicht geduldet werden.

Ausland.

Um die heutige Sensationsmeldung gleich vorwegzunehmen: der britische Außenminister Sir Samuel Hoare hat demissioniert und Herriot ist als Präsident der französischen Radikalen zurückgetreten. Die Veröffentlichung der englisch-französischen Friedensvorschläge zur „Verschacherung Abessiniens" hat nämlich die schlimmsten Befürchtungen gerechtfertigt und einen Entrüstungssturm in der ganzen Welt ausgelöst. Es regnete Vorwürfe an das englische Kabinett, im Unterhaus kam es zu heftigen Protesten und auch in der französischen Kammer gab es Interpellationen. Pierre Cot hat dort das allgemeine Empfinden mit den treffenden Worten charakterisiert: „Wir alle fürchten, auf diese Weise eines Tages das Abessinien eines andern zu werden." Im englischen Kabinett kam es zu schweren Meinungsverschiedenheiten und Hoare mußte seinen Schweizeraufenthalt abbrechen.

Weder Italien noch Abessinien haben bis heute die Vorschläge ausdrücklich abgelehnt. Ganz zufrieden zwar scheint Mussolini trotz der glänzenden Offerte nicht zu sein: die Frage der kolonialen Sicherheit sei keineswegs gelöst und diejenige einer Bahnverbindung seiner beiden Kolonien nicht einmal gestellt. Abessinien ist natürlich tief enttäuscht. Es appelliert an die Völkerbundsversammlung, zu überprüfen, ob die Vorschläge mit dem Pakt vereinbar seien: die Völkerbundsstaaten möchten sich doch selbst die Frage stellen, ob üe analoge „Anregungen" annehmen würden, wenn sie selbst das Opfer eines solchen Anariffs wären. Genauwärtig befindet der in Genf zusammengetretene Völkerbundsrat darüber. Es dürfte ihm wahrlich schwer fallen, eine solche Vereinbarkeit zu bestätigen.

In diese Situation nun platzte die Sensation vom Rücktritt Sir Samuel Hoares und Herriots. Der allgemeine Empörungssturm hat Hoare hinweggefegt. Mit der Annahme von dessen Demission wird das britische Kabinett nun wohl auch die bekannten Vermittlungsvorschläge fallen lassen, von denen übrigens Eden vor dem Völkerbundsrat bereits erklärte, daß die britische Regierung sie nicht als endgültig und unantastbar betrachte und darauf verzichte, wenn der Völkerbund sie nicht billige. Herriot gab seine Demission angesichts heftiger Anfeindungen aus radikalen Kreisen gegen die Außenpolitik des Kabinetts, für die er sich als dessen Mitglied, auch wenn er Lavals Politik nicht durchwegs teilte, immerhin mit verantwortlich fühlte.

Die beiden Demissionen schaffen eine ganz neue Situation, deren Entwicklung noch nicht abzusehen ist. Gegenwärtig berät der große Fascistenrat über die Pariservorschläge und die neue Lage, die Mussolini durch eine kürzliche Rede bei der Einweihung einer neuen Gemeinde in den pontinischen Sümpfen, in der er von der Weiterführung des Kampfes bis zum Ende sprach, nicht gerade erleichterte.

Neben diesen sensationellen Ereignissen treten die andern der Woche im Moment ganz in den Hintergrund: Der Rücktritt Masaryks als Präsident der Tschechoslowakei und die Wahl Beneschs als sein Nachfolger, die Wiederherstellung der Verfassung in Aegypten (mit englischem Einverständnis) und Japans unbekümmertes Weiterbetreiben der Loslösungsbewegung in Nordchina.

Zur Weihnacht.

Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen.

Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus, dem Bräutigam entgegen. Aber fünf unter ihnen waren töricht, und fünf waren klug. Die törichten nahmen ihre Lampen; aber sie nahmen nicht Oel mit sich. Die klugen aber nahmen Oel in ihren Gefäßen samt ihren Lampen. Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und schliefen ein. Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus, ihm entgegen! Da standen diese Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen. Die törichten aber sprachen zu den klugen: Gebt uns von eurem Oele, denn unsere Lampen verlöschen. Da antworteten die klugen und sprachen: Nicht also, auf daß nicht uns und euch gebreche; geht aber hin zu den Krämern und kauft für euch selbst. Und da sie hingingen, zu kaufen, kam der Bräutigam; und die bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Tür ward verschlossen. Zuletzt kamen auch die andern Jungfrauen, und sprachen: Herr, Herr, tu uns auf! Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch: Ich kenne euch nicht. Darum wachet; denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.

Evangelium Matthäus 25, 1—13.

Gehofft haben die alle, aber einigen ist die Zeit zu lang geworden:

Wer würde auch da von vornherein die Hoffnung verweigern? — wer käme nicht bereitwillig auf die Aufforderung hin, im Namen Jesu Christi Hoffnung zu haben? — Denn dieser Name ist unter uns, wenn irgendein Name, weithin die letzte Zuflucht und der Inbegriff aller Hoffnungsmöglichkeit.

Und sofern wir uns nicht nur flüchtig, sondern intensiv mit der Hoffnung im Namen Jesu eingelassen haben, so bekennen wir, daß unsere Erwartung, — um mit dem Bilde des Gleichnisses zu reden —, die auf eine letzte Wendung ist, so umstürzend wie Tag und Nacht, wie Gang durch finstere Straßen und Aufgenommensein in den strahlend erleuchteten Festsaal. Es ist die Gewißheit, daß einmal am Ende aller Dinge, dieser Name Jesus jene allherrschende Macht wird kundgeben. Wir selber werden ihm nicht mehr ausweichen können, sondern endlich von ihm ganz überwunden sein. Alle Feindseligkeit gegen ihn wird den Widerstand aufgeben müssen, und er wird alles nach Gottes Befehlen neu ordnen.

Davon etwas ahnen, verleiht dem ganzen Leben eine neue Bewertung. Es wird in einem ganz besondern Sinne deutlich, daß das Leben der Güter Höchstes nicht ist. Der Lebenswille ist im Innersten gebrochen. Dafür erhalten alle Lieder der Sehnsucht nach dem Kommenden eine tiefe Bedeutung. Auf einmal läßt sich das: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir" ... von ganzem Herzen bejahen. Und jede Stunde, mit der das rettende Heil näher rückt, scheint Gewinn.

Aber wie, wenn das nun noch viele Stunden länger ginge, als wir gern möchten? — Wie, wenn es bis dahin Mitternacht würde? Wie, wenn es inzwischen noch stockfinster Nacht würde? — Wie, wenn wir vor lauter Warten todmüde in Schlaf versänken? — Vertraue ja nicht darauf, daß dich dann wohl jemand rechtzeitig wecken werde und dir im letzten Augenblick zur nötigen Bereitschaft wieder aufhelfe! — Denn es heißt, daß in dieser Stunde alle menschliche Hilfsbereitschaft versagen wird. Keiner kann da noch dem andern helfen; da hört die Möglichkeit, einander einen Liebesdienst zu erweisen, auf. „Nicht doch!" sprechen die Klugen zu den Törichten. Die kein Oel haben, kommen zu spät.

Was ist denn das Oel? — Das Oel ist eben das, was die Hoffnung brennend erhält. Selbst schlafend ist einer entweder hoffnungslos oder erfüllt von inniger Hoffnungsfreude — (die zehn Jungfrauen sind alle samt und sonders eingeschlafen, — und doch bleibt den Klugen ihr Vorsprung vor den andern!) Das, wovon aber das Hoffnungslicht zehrt, das ist das stetige Eindringen in das Gebiet, das der Name Christus umschreibt. „Halt im Gedächtnis Jesus Christus", das ist es.

Es gibt nun freilich besondere Prüfungen auf ein gutes Gedächtnis hin! — Gewöhnlich hilft

Der Tag der Kinder.

So kam Weihnacht heran, ein großer Tag im Volksleben wie im Leben der Menschheit. Es ist der Tag der Kinder. Durch ein Kind ward die sündliche Welt gesühnt und geheiligt; darum bringen die Erwachsenen den Kindern Gaben dar, Dankopfer, sichtbare Zeichen heiliger Gelübde, an den Kindern zu vergelten, was ein Kind an ihnen getan. Die Kinder freuen sich inniglich, es ist ein Gefühl in ihnen, daß sie die Heiligen der Eltern seien. Wo keine Kinder sind, fehlt oft der kindliche Geist, der nach oben zieht; nur zu gerne bemächtigt sich die Materie in hunderterlei Gestalt der Menschen und zieht sie nach unten. Kinder bleiben die Mittler zwischen Gott und den Menschen, verbinden und sühnen die Menschen miteinander. Ohne Kinder wäre die Welt eine Wüste, die Wandernden würden erst zu Tieren werden, dann verschmachten. Wo Kinder nicht eine Gabe Gottes sind, jedes ein Zug nach oben, wo Kinder erst eine Last sind, später Diener der Selbstsucht, welche sich auch auf hundert Weisen formiert, werden sollen, da ist dem Volke der Himmel verhüllt, bei den Wurzeln fault es an.

Weihnacht ist alten Leuten, was den Weisen im Morgenlande der Stern war, der ihnen erschien, der Stern, der ihnen den Heiland verkündete, sie auftrieb aus ihrer Ruhe, daß sie Schätze zusammenrafften, sich auf die Beine machten, um den König der Ehren zu suchen, ihn anzubeten. Weihnacht ist ihnen die heilige Nacht, welche sie weiht und stärkt, getrost zu treten in die Nacht des Todes; denn sie verheißt ihnen, daß in der Todesnacht ihnen das ewige Licht geboren wird, welches leuchtet zur Seligkeit.

Jeremias Gotthelf
(aus „Käthi, die Großmutter".)

Vor Wiehnacht.

Es orgelt in den Kieferscheiten
Leise nur sein Spiel der Wind.
Die alte Uhr auf deinem Bücherspind
Senkt ihre Kette lautlos in die Zeiten,
Die lang hinüber zu das Dunkel sind.

Und draußen auf verwehter Weide
Hat ein Aß im Schnee geschwankt,
Hat sich ein Vogelpärchen schen bedankt.
Der Abend leuchtet blaß auf deinem Kleide
Und auf dem Fenster, wo der Efeu rankt.

Es liegt der Duft von bunten Kerzen
Im Dämmer irgendwo versteckt.
Die Wünsche ruhn, schon seiden zugedeckt.
Von fernher schwang ein Lied zu deinem Herzen
und hat es wunderselig aufgeweckt.

Du mußt dich nach den Truhen bücken,
Wo deines Lebens Schätze sind,
Du gehst, wie Mütter gehen, wieder lind
Die Welt mit deiner Liebe auszuschmücken,
Damit sie schön sei für das Jesuskind.

Paula Grogger.

Weihnachtsphantasie.

Von Ruth Waldstetter.

Es war schon spät am Weihnachtsabend. Ein einsamer Mensch ging durch die Straßen der Stadt. Er sah nicht anders aus als die Bürger, die hinter erleuchteten Fenstern inmitten von beschenkten, singenden Kindern unter einem Christbaum standen. Doch er wanderte durch die Gassen, warm im Mantel und mit schlenderndem Schritt, als könnte es nicht anders sein. Er kam sich zwar jetzt ein wenig überflüssig vor. Die Straßenkinder vor den Schaufenstern, denen er Schokolade und Lebkuchen in die Händchen gesteckt hatte, waren irgendwohin in ihre dürftigen Nester verschwunden; die Zeitungsweiber hatten an diesem einsamen Abend, da das Haus die Menschen verschluckte, das Warten aufgegeben. Einigen konnte er noch den Rest ihrer Ware ablaufen; sie gingen umso rascher davon, nun nach Ladenschluß gleichwohl eine Wurst oder einen Aniskuchen zu ergattern. Er hatte jetzt nicht mehr viel Geld in der Tasche; aber damit endete es immer an Weihnachten und an seinem Geburtstag; da leistete er es sich.

Auf die Menschen war denn nun nicht mehr zu rechnen an diesem Abend der leeren Straßen. So setzte er sich zu einer Fahrt in die Stadtbahn, die in Zweistockwerkshöhe gebaut ist und Sicht in helle Stuben bietet die ganze Ringreise lang. Der kleine Bahnhof war fast leer, und der Einsame wunderte sich, daß nicht mehr Menschen die Schau der Weihnachtszimmer lockte. Aber eben, sie hatten mit sich selber zu tun, sie spielten im Festakt mit, und so mußte es auch sein.

Die Bahn fuhr an Mietskasernen, an Villen, an Hinterhäusern, an Kleinsiedlungen vorbei. Ueberall war es dasselbe Bild: der Lichterbaum. Wenn der Zug hielt, hörte man Lieder aus den Häusern. Die Gedanken des Reisenden verloren sich in die Besonderheit der Erscheinung. Er hatte die Eigenschaft das Bekannte immer wieder neu, wie zum ersten Mal zu erleben. So auch den Weihnachtsabend. Er sah mit verwunderten Augen die Stadt, die graue, hastvolle, lärmdurchtobte, verwandelt in ihrer Lichtbaumfeier, und nicht so verwandelt, wie andere Feste sie veränderten, ihr selbst gemäß — nein, zeitfern und artfern, in Kindermärchenzauber getaucht, dem mythischen Sinnbild huldigend. Aber wie weit ist der Weg zum Sinne! Die Straße ruht im Augenblick des Schweigens, und in der ganzen Weite der Länder und Kontinente ist Gesang und Lichtglanz über dem Erdboden. Aber wem ist es bewußt? Denen unterm grünen Lebensbaum, die eingeschlossen sind mit Dingen, eingeschlossen mit Gaben und besetzter Tafel? Wissen sie von millionenfach aufgerichteten Zeichen der Stunde? Und daß alle die Spätgeborenen aus ihrer Zeit heraustreten ein paar Atemzüge lang und sich gebärden, als gingen sie ein in die verlorene himmlische Einfalt und Erkenntnis? Sie fallen von der „gnadenbringenden Zeit" ein Strom geht durch sie hindurch, — dumpf fühlen sie seine Wärme — oder an ihnen vorbei, und sie suchen in den Augen der Kinder das Aufblinken der sonnigen Welle. Die meisten haben sich gewöhnt, den Glanz nur noch dort zu erschauen, und sie wecken ihn fälschlich mit den Mitteln lebloser Dinge.

Dem Reisenden wurde es einsam, als er dies bedachte. Doch die Einsamkeit erfüllte sich mit Sehnsucht, und in ihr war bereits Gewißheit. Er wartete auf ein Glück, und schon dieses Warten gab ihm Wärme. Freude erfüllte ihn über die Größe des tausendjährigen Andenkens. In ihm fühlte er sich befreit von vieler irdischer Erfahrung, von Mißtrauen, von Last des Gelebthabens. Die Gegenwart schien ausgelöscht durch die Macht dieses Gedächtnisses. Setzte nicht die bloße Gabe der Erinnerung die Zeit aus ihrer Gewalt? Und den Menschen aus der Körperlichkeit? Es wurde dem Einsamen bewußt, daß seine Freude aus dem Glauben an die Kraft des geistigen Erlebens strömte. Darum hatte er sich ja wohl einsam und heimatlos gemacht an diesem Abend. Um der Stimme, die ihn zum Erlebnis rief, zu gehorchen. Oft hatte er ihr nicht folgen dürfen. Dann wurde sie schwach, und er selber unglücklich, verzagt, so unglücklich, daß er, um nicht zu vergehen, noch einmal allem Unwichtigen, allem fälschlich Wichtigen entlief, um sich zu finden und das Leben an seinen Brunnen zu fassen. „Denn in Wahrheit bin ich nicht anders," dachte er, „als jenes Kind von wenigen Tagen Daseins, das meine Mutter an einer fernen Weihnacht dem Vater unter den Baum legte zum Geschenk. Vielleicht war ich damals vollendeter als jetzt, noch nicht rückfällig falschbelehrt von nützlichen Irrtümern, und von einer Kraft zur Freude belebt, deren Ursache und Wahrheit mir im Blute sang". Und es überfiel ihn, was heute in ihm werden sollte: die neue Geburt des Kindes.

Bisher hatte noch gewohntes Bewußtsein seines irdischen Lebensstandes ihn mit Scham zurückgebändigt von der völligen Erhebung zur Freude und Verehrung. Aber das Alltagsgewölk war einmals mit seiner übergewichtigen Schwere versunken. Alte Lieder sangen jetzt in ihm. Während der Zug mit seiner Leiblichkeit dahinrollte rings um die Stadt, überließ er sich den Worten und Melodien, die ungerufen in ihm auftauchten. Seine freie Verehrung für die göttliche Gestalt dichtete das hohe Leben nach. Und wie immer in solchen Stunden des Gedächtnisses stieß sein Gedanke endlich an die letzte Frage und hielt scheu an der Pforte des Mysteriums geistiger Gegenwart und Beziehung still. Er empfing in der Betrachtung das Bewußtsein seiner Niedrigkeit, doch ohne Schmerz, mit der Befriedigung der Erkenntnis. Das verehrende Schauen, das ihm keine

man sich leiblich durchs Leben hindurch mit einem Durchschnittsmaß an Lieben und an Dulden und an Gebet. Wenn aber das Außerordentliche nötig wird, — es wird Mitternacht, die Finsternis wird immer dichter! — da gebricht es am Oel. Wenn das Liebesgebot nicht nur dem Freund, sondern dem Feind will gelten, wenn ein Leid nicht nur mit Wehmut und Weinen, sondern mit Loben und Danken getragen sein sollte, wenn das Beten zum Schreien ohne Unterlaß werden muß, — welche Prüfung auf ein gutes Gedächtnis!

Denn barmherzig sein kann nur, wer in Christus dessen eingedenk ist, daß die Grundlage aller Existenz das Erbarmen Gottes ist. Und im Leiden Gott loben und ihm danken kann nur, wer sich daran erinnert, daß das größte Leidenszeichen, das Kreuz, zugleich den vollendeten Sieg über allen Jammer bezeichnet. Und in Zuversicht vor Gott treten ist nur möglich aus dem lebendigen Glauben an die Auferstehung: der, welcher sprach „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun", ist der Lebendige.

So bitten wir denn in diesen letzten Tagen vor der Weihnacht und in diesen letzten Stunden des Advent, wo wie sonst nie im Jahr das Gedächtnis an den einst Gekommenen und die Erwartung des dereinst Wiederkommenden an uns herantritt, eben darum, daß er selbst uns erwecke und belebe zum getreuen Ausharren, bis daß er kommt. Marie Speiser.

Die Mutter.

Eine Zeit, die wie die unsere Wert darauf legt, die Mitter gewissermaßen wieder entdeckt zu haben, um auf sie allein ein neues Frauenrecht zu begründen, wird sich darüber klar sein müssen, daß sie mit dieser Entdeckung eine neue, sehr ernste Verpflichtung übernommen hat, selbst zu den Müttern hinabzusteigen und sie nach dem Wesen des Mütterlichen zu befragen. Denn in dieser außerordentlich betonten Forderung tritt doch wohl zunächst und vor allem zutage, daß Mutterschaft heute für die Frau nicht mehr wie in früheren Zeiten etwas Selbstverständliches bedeutet. Damit ist natürlich auch die Möglichkeit des Mißverständnisses wahrer Mütterlichkeit zugegeben.

Und in der Tat: diese Gefahr ist eine offensichtliche. Nur der Städter, der zum Wochenend aufs Land flüchtet, schwärmt von Natur, der Bauer atmet in ihr. Nur dem unschöpferischen Kritiker ist es gegeben, viele Worte über Kunst zu machen — dem Künstler selbst ist die Kunst Sprache. Nur mutterlose Zeiten rufen nach der Mutter, aber auch nur tief unmütterliche können die Mutter als Zeitforderung aufstellen. Denn die mütterliche Frau ist ja gerade die zeitlose Frau, die in allen Epochen und in allen Völkern gleiche. Wie in ihrer Gestalt die Lose der Königin und der Bettlerin ihre Gegensätze verlieren, so verschwinden vor ihrem Antlitz die besonderen Merkmale der Nationen und die Unterscheidungen der höchsten und der primitivsten Kulturen. Die Mutter kann für die Frau niemals zur besonderen Aufgabe einer Zeit werden, denn sie ist die Aufgabe der Frau schlechthin. Wie in ihr nicht das Besondere und Einmalige der Person erscheint, so erscheint in ihr auch nicht das Besondere und Einmalige einer Epoche. Vor der Mutter endet jedes Zeitprogramm, weil die Zeit keine Macht über die Mutter besitzt. In der Gestalt der virgo steht die Frau einsam der Zeit gegenüber, in der sponsa teilt sie die Zeit mit dem in ihr stehenden Manne, in der Mutter überwindet sie die Zeit: die Mutter ist das Bild der irdischen Unendlichkeit, — an ihrem Glück wie an ihrem Schmerz ziehen die Jahrtausende spurlos vorüber: die Mutter ist immer die gleiche; sie ist die ungeheure Fülle. Stille und Wandellosigkeit des empfangenden, tragenden und gebärenden Lebens selber, nur vergleichbar mit dem fruchtbringenden Schoß der Erde, die wir auch nicht, oder doch nur bedingt, auffordern können, uns mit Segen zu überschütten. Denn in allen Dingen des eigentlichen und ursprünglichen Lebens reicht die Macht des wollenden und handelnden Menschen immer nur bis ins Vorbergründliche —

„Geheimnis am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben —"

Einleitung des Abschnittes „Die zeitlose Frau" aus dem Buche „Die ewige Frau" von Gertrud von Le Fort.

Die Mitarbeit der Frauen in den kirchlichen Behörden der Schweiz.*

Beim Lesen des Titels von Elisabeth Vischer-Alioths Arbeit werden viele unserer Frauen sich fragen, ob es denn über diesen Text überhaupt bereits etwas zu berichten gebe? Daß dies schon seit dem Jahre 1883 der Fall sein kann, wird den wenigsten von ihnen bekannt sein.

Tatsächlich war die Aufgabe, die sich Frau Vischer stellte, keine leichte und sie wird nur durch das Zusammentragen von unendlich vielseitigem Material und durch unendlich viel Kleinarbeit zustande gekommen sein. Umso erfreulicher ist es für uns, daß wir heute diesen klaren und eingehenden Ueberblick besitzen. Kann er auch nur von verhältnismäßig wenig Positivem berichten, so gibt er dafür doch ein ausgezeichnetes Bild der Entstehungsgeschichte der weiblichen Mitarbeit in den kirchlichen Angelegenheiten der Schweiz. Wenn wir beim Durchlesen der Arbeit den Eindruck nicht los werden, wie mühsam und widerwillig den Frauen meist diese kleinen, vermehrten Rechte eingeräumt wurden auf einem Gebiete, über das die Mitbestimmung als das Allerselbstverständlichste in ihre Hände gelegt werden sollte, so ist dies eben den Tatsachen entsprechend und die Situation spiegelnd, wie sie ist und wie sie sich entwickelt hat.

Als Hindernisse, auf dem Gebiete der Kirche die gesetzliche Grundlage zur Mitarbeit der Frau zu schaffen, sind vor allem zwei Ursachen zu nennen: die politische, gesetzlich verankerte Rechtlosigkeit der Frau und die Zugehörigkeit der Kirche zum Staate, der seinen weiblichen Mitbürgern diese politischen Rechte weigert.

Infolgedessen war es im Jahre 1883 der Eglise Libre von Genf nur deshalb möglich, den Frauen das aktive Wahlrecht zu erteilen, weil sie vom Staate unabhängig und nicht an seine Bestimmungen über die politischen Rechte der Bürger gebunden war. Die Frauen erhielten damals nur das aktive Wahlrecht. Das passive folgte erst 1909, kurze Zeit nachdem auch die Nationalkirche sich vom Staate Genf getrennt hatte.

Die Nationalkirche (Eglise Nationale) von Genf war denn auch die zweite kirchliche Organisation der Schweiz, welche — nach ihrer Loslösung — im Jahre 1908 den Frauen das aktive Wahlrecht erteilte.

Es folgte in der Vorkriegszeit die Eglise libre des Kantons Waadt im Jahre 1898 und die Eglise Nationale des gleichen Kantons, ebenfalls unabhängig vom Staate, im Jahre 1908.

Neuenburg, das seit langem auch seine Freikirche (Eglise indépendente) besitzt, hat in beiden Kirchen, dieser und der staatlichen, das aktive Wahlrecht eingeführt: 1910 die Freikirche, 1916 die Staatskirche. Die Frauen dürfen Pfarrer, Aelteste (Anciens) und Synodalräte wählen und sich an gewissen Beratungen beteiligen. Sie sind aber in keine kirchliche Behörde wählbar.

Diejenigen Leser, die die Lage der Frauen in Bezug auf politische Rechte vor dem Kriege kannten, können ermessen, welch ungeheuern Fortschritt es bedeutete, daß Frauen zur Meinungsäußerung bei Wahlen in kirchliche Behörden zugelassen wurden. Daß lange gezögert wurde, auch Aemter durch Frauen besetzen zu lassen und daß dafür unvorhergesehene Umwälzungen nötig waren, wie sie uns erst der Krieg und vor allem die Nachkriegszeit brachten, ist ihnen verständlich.

Es folgte denn auch erst ganz zögernd im Jahre 1917 der Kanton Bern schüchtern mit seinem Gemeindegesetz, in welchem den Frauen die Berechtigung zugestanden wurde, bei Wahlen von Pfarrern, Präsidenten, Vizepräsidenten und Sekretären der Kirchgemeindeversammlung, bei Wahlen des Kirchgemeinderates und der Beamten der Kirchgemeinde ihre Stimme abzugeben. Dagegen waren sie von den Beratungen ausgeschlossen, die der Kirchgemeinderat zu behandeln hat. Es haben sich dadurch schon interessante Situationen ergeben. So mußten in einer Gemeinde die Frauen nach den Wahlen die Versammlung verlassen, als der Kirchgemeinderat über notwendig gewordene Reparaturen der Pfarrhausküche beriet.

Diese einschränkende Bestimmung blieb bestehen bis im Jahre 1929, in dem „den nach § 102 des Gemeindegesetzes von 1917 stimmberechtigten Schweizerbürgerinnen das Stimm- und Wahlrecht in allen kirchlichen Angelegenheiten eingeräumt werden kann".

Da jede Gemeinde über die Einführung dieser Gesetze in ihrem Kreis selbständig bestimmt, hat sich nun im Laufe der Jahre im Kanton Bern ein großes Durcheinander in der Ausübung kirchlicher Rechte durch die Frauen ergeben. 47 Gemeinden haben (bis 1934) die erste Form des Gesetzes angenommen. Ihre Frauen dürfen den Pfarrer und den Kirchgemeindepräsidenten wählen, aber bei den Beratungen über Reparaturen in der Pfarrhausküche (siehe oben) müssen sie den Saal verlassen. 12 weitere Gemeinden erlauben ihren Frauen, bei solchen und anderen Besprechungen dabei zu bleiben, d. h. sie erhielten das unbeschränkte aktive Wahlrecht. 21 weitere Gemeinden, die jedenfalls ganz besonders tüchtige Frauen haben müssen, erklärten diese auch als in kirchliche Behörden wählbar: die Frauen können Kirchgemeinderätinnen werden, besitzen mit andern Worten auch das passive Wahlrecht für Kirchensachen. Ein Rest von 120 Gemeinden hat sich noch nicht entschließen können, seine Frauen in irgend einer Form kirchlich mündig zu erklären; sie haben keine der möglichen Neuerungen getroffen.

Erwähnt sei noch, daß im Jahre 1929 die Kirchenkommission des Bernischen Frauenbundes mittels einer Eingabe an den Großen Rat den Versuch unternahm, das aktive und passive kirchliche Frauenwahlrecht auf die Synoden auszudehnen. Die Eingabe wurde aber abgelehnt. So dürfen heute in einigen Gemeinden die Frauen den Pfarrer wählen, aber nicht helfen, die kirchlichen Vertreter für die Bezirks- oder Kantons-Synoden zu bestimmen.

Erfreulich großzügig ist bei der Erteilung der kirchlichen Rechte (lies Pflichten) an die Frauen der Kanton Graubünden vorgegangen. Er nahm im Jahre 1918 für den ganzen Kanton die Bestimmung an, wonach „bei der Kirchgemeinde alle seit mindestens drei Monaten im Verbande derselben stehenden handlungsfähigen Konfessionsgenossen beider Geschlechter stimmberechtigt sind, die nicht durch gerichtliches Urteil in den bürgerlichen Ehren und Rechten eingestellt sind."

Ebenfalls im Jahre 1918 befaßte sich Basel-Stadt mit dem kirchlichen Frauenstimmrecht, das den Frauen erteilt wurde, während sie die Wählbarkeit erst 1920 erlangten.

In beiden Kantonen war zuerst die Rede von einem beschränkten Rechte gewesen, und zwar von Seite der kirchlichen Instanzen. Erst bei Behandlung der Frage wurden die vorgesehenen Sonderbestimmungen, erst durch die Räte und dann auch durch die Kirchenbehörden, aufgehoben, weil sie einesteils nicht mit der Kantonsverfassung übereinstimmten und weil man einsah, welch schwierige Ungleichheiten dadurch geschaffen würden.

Zu erwähnen sind noch die Kantone Aargau, Thurgau und Freiburg, die die Grundlagen der Einführung des kirchlichen Mitspracherechtes durch die Frauen geschaffen haben, wo dieses aber praktisch noch nicht eingeführt ist.

In Baselland besitzen die Frauen in drei Diasporagemeinden beschränkte Rechte, die aber für kantonale Abstimmungen nicht gelten. Damit ist die Zahl der Kantone, die bis 1934 ihren Frauen das kirchliche Stimmrecht erteilten, erschöpft. Zürich, Solothurn, Appenzell A.-Rh., St. Gallen wiesen Versuche auf, die jedoch keinen Erfolg hatten.

Wie hat sich nun in den Kantonen, die ihren weiblichen Mitbürgern kirchliche Rechte einräumten, die Mitarbeit der Frau in der Kirche ausgewirkt?

In der Art der Arbeit selbst herrscht, je nach Eigenart der Gemeinde, große Verschiedenheit. Einige Frauen begnügen sich damit, ihre Amtspflichten zu erfüllen, indem sie den Sitzungen beiwohnen und manchmal mitberaten. Andere nehmen spezielle Aufgaben in der Gemeinde auf sich, wie: den Kontakt mit den Familien, Frauen und Jugendlichen, Ersthesuche bei neu zugezogenen Familien, Krankenbesuche, Fürsorge bei Armen und Bedürftigen, Kleider- und Lebensmittelabgabe, Organisieren von Vorträgen, Andachtsabenden, Weihnachtsbescherungen u. a. m. Bei Wahlen sind die weiblichen Mitglieder der Kirchenbehörden das Bindeglied zwischen der Behörde und den Frauen der Gemeinde. Sie nehmen deren Wünsche in Empfang für kirchliche Angelegenheiten und helfen Abstimmungen organisieren. Die Frauen machen es sich vor Wahl eines neuen Pfarrers zur Pflicht, Umschau zu halten und Predigten anderer Pfarrer zu besuchen. Es hat sich gezeigt, daß ihre Vorschläge viel mehr vom Hinblick auf das Wohl der Gemeinde beeinflußt werden, als von der Parteizugehörigkeit des zu wählenden Pfarrers. Kirchgemeinde- und Synodalrätinnen gehören auch oft besonderen Kommissionen an, die bestimmte Aufgaben durchzuführen haben.

Im Kanton Bern hat es sich die Kirchenkommission des Bernischen Frauenbundes zur Aufgabe gemacht, den in der kirchlichen Mitarbeit stehenden Frauen bei der Durchführung ihrer Aufgaben zu helfen. Sie bildet das Bindeglied zwischen den Beamtinnen der verschiedenen Gemeinden unter sich und zwischen diesen und den übrigen Frauen der Gemeinde. Sie sucht, überall fördernd, helfend und verbindend ein Glied zu sein in der Kette der Mitarbeiter, die das Wohl der Familie, der Gemeinde und die Ehre Gottes zu ihrer Aufgabe gemacht haben.

Daß die Frauen, die Gelegenheit erhielten, aktiv in kirchlichen Fragen mitzuarbeiten, dies auch mit Liebe und Ernst und mit großem Verantwortungsbewußtsein tun, geht aus den Berichten aller Kantone hervor, wenngleich diese Mitarbeit je nach Gegend und Gemeinde eine sehr verschiedene ist. Daß sie in ihren Auswirkungen von den männlichen Mitarbeitern überall in anerkennendem Sinne beurteilt wird, ist eine Genugtuung für die Frauen, die dadurch nicht geringer wird, daß diese Tatsache für uns Frauen selbst eine Selbstverständlichkeit bedeutet.

Auch wo die Frauen sich nicht besonders aktiv hervortun, wird von den Kollegen zugegeben, daß schon durch die Anwesenheit einer oder mehrerer Frauen die Behandlung der vorliegenden Fragen sich im günstigen Sinne verändert. Abgesehen von dieser an und für sich schon genügend wichtigen Tatsache ist die aktive Mitarbeit der Frau in der Kirche ein Gewinn, der sich durch sie auf die Familie, die Gemeinde, das Land auswirkt. Wenn die Männer, wie ein Pfarrer sich aussprach, selber dazu kommen, einzusehen, daß es sicher nur von Vorteil sein kann, wenn kirchliche Fragen auch am Familientische behandelt werden und nicht nur am Wirtstische und desgleichen, wenn das Wohl und Wehe der Kirche, ihr Bestand und Gedeihen durch die Frau mitten in den Interessenkreis der Familie hineingestellt und damit der Jugend näher gebracht werden, so ist sicher die Mitarbeit der Frau in kirchlichen Fragen voll und ganz gerechtfertigt. „Je reviens des Synodes remplie de forces nouvelles, de courage et de besoin de travailler de mon mieux avec tous ceux qui luttent pour l'avancement du Règne de Dieu et l'affermissement et la vraie vie de notre église", sagt eine westschweizerische Synodalrätin und spricht mit ihren Worten von einer Erfüllung, die die meisten ihrer deutschschweizerischen Schwestern noch als Zukunftswunsch in ihren Herzen tragen. Doch wollen wir von dem Gewinn, den die Frau selber durch ihre Arbeit spürt, hier nicht sprechen; denn es ist nicht um ihretwillen, daß sie diese Arbeit sucht, es geht ihr um das Ganze, um ihre tätige Mitarbeit am Gottesreich, die ihr nicht länger vorenthalten werden sollte. M. L. Wild.

* Unter diesem Titel ist im Rahmen der Festschrift zum 70. Geburtstag von Eberhard Vischer, Basel, „Vom Wesen und Wandel der Kirche", eine Arbeit von Elisabeth Vischer-Alioth veröffentlicht worden, von der wir auszugsweise Kenntnis geben. Sie ist als Separatabzug erschienen und kann bei Frau E. Vischer, Basel, Missionsstr. 41, zu 50 Rp. plus Porto bezogen werden. Red.

Hausrat von heute.

Diesen Titel führt die Abteilung einer Ausstellung, die bis gegen Ende Dezember im Kunstgewerbemuseum Zürich zu sehen ist. Sie ist nach ganz bestimmten Gesichtspunkten aufgebaut, will beweisen, daß es heute möglich ist, sich in unsern Detailgeschäften einfache, schlichte und zweckdienliche Dinge zusammen zu suchen, die keinen modisch spielerischen Charakter zeigen, dafür mit einer wirklich künstlerisch verfeinerten Form Eleganz und wahre Werte in das Haus hineintragen. Immer noch sind die meisten Menschen geneigt, den Wert oder Unwert von Gebrauchsdingen nach ihrem Dekor, nach ihrer mehr oder weniger willkürlichen Form abzuschätzen. Eine Tasse mit Blumendekor gilt an sich bei ihnen mehr als ein weißes, dafür in verfeinerter, zweckdienlicher Form gebotenes Stück. Irgend eine Zierleiste an einem Möbel, eine unorganisch damit verbundene Schnitzerei bestimmt sie zum Kauf, wie auch modisch bedruckte Vorhänge, auffällig gemusterte Teppiche.

Scheu verwehrte, und dem er seine ganze Kraft lieh, legte er als Opfer zu den Gaben der Könige. Er fühlte eine unendliche Beruhigung einströmen in sich und wurde erhebt darüber, wie tief sonst Unruhe und Bangen in ihm lebte, Bangen der Menschheit, die den Kampf der Erdenmächte in sich trägt. Jetzt aber war es ein Ruhen in der Gewißheit des ursprünglichen Seins. Der Gedanke fragte nicht mehr. Er lebte die Ruhe mit und schaute aus ihr den vorigen Zustand der Unsicherheit.

Der Zug hielt an. Ein Schaffner riß die Tür auf und rief „Endstation". Der Einsame stieg aus. Er befand sich in einem abgelegenen Viertel der Stadt. Es war ihm recht, eine lange Fußwanderung zu machen und bei sich selber und seinen Gedanken zu sein. Er schritt wohl stundenlang durch die verlassenen Straßen, grüßte die letzten Tannen auf den Baummärkten, er hörte Glocken läuten um Mitternacht. Der Weihnachtstag war angebrochen, als er durch die offene Pforte ein erleuchtetes Gebäude betrat, aus dem ihn Musik anlockte. Ihr Jubeln antwortete seinem Herzen. Er stellte sich zuhinterst an eine Säule, so daß er Raum und Wölbung überblickte bis zu den dunkeln Tannen, zwischen denen ein Altar im eigenen Lichtglanz stand. Er war hier als ein Fremder und fühlte sich doch vertraut mit der unbekannten Menge, die auf ihre andere Art, doch ahnend wie er und niedrig gleich ihm das Gedächtnis zum Erlebnis erhob. Er schien recht gekommen zu dem bedeutendsten Vorgang der Feier. Die Musik war verstummt. Blicke und Gedanken hafteten an dem Lichtquell zwischen den grünen Bäumen. Dort hob ein Mensch das Zeichen, das er als eine Speise des Lebens aus dem Wesen des Kindes in Händen trug, dem Segen entzogen. Hernieder schwebte im leisesten Orgelton das Weihnachtslied. Eine wortlose Gegenwart erfüllte den Raum. Die Zeit war ausgelöscht. Die Stunde des himmlischen Anbruchs erlebte sich wieder...

Als der Wanderer in die kälter gewordene Nacht hinaustrat, war ihm eine unabsehbare Zeit verstrichen zwischen dem gestrigen Arbeitstag und diesem Christmorgen. Er begehrte nun die Stille des Schlafs, um noch tiefer hinabzutauchen in das reinigende Meer der geweihten Nacht.

Das Rotkehlchen.

Von M. Schwab-Plüß.

Verehrte Frau und Dichterin!

Diese Zeilen werden Sie wohl nie lesen; denn ich werde nicht den Mut finden, sie abzuschicken.

Vor Wochen habe ich Sie angefragt, ob ich vielleicht Ihr letztes Werk, das ich einem Freunde schenken wollte, das aber vergriffen ist, durch Sie beziehen könnte. Sie haben es kurz verneint.

Bei dieser Gelegenheit habe ich das Werk, von dem ich ein Exemplar besitze, wieder vorgenommen, und, obwohl ich in Weihnachtsvorbereitungen drin steckte und mir die Zeit zur Lektüre stehlen mußte, hat es mich wieder gebannt und nicht mehr losgelassen und am Schlusse erschüttert. Wieder wie früher habe ich Ihr tiefes, reifes, reiches Kunsttectum bewundert, die Fehlheit und Sicherheit der Charakterzeichnung, die Geschlossenheit des Aufbaus, der zu monumentaler Größe emporwächst, das ungezwungene Einbeziehen der Landschaft in die seelische Stimmung und manches andere. Aber zu dem allem ist ein Neues gekommen. Bin ich irgwieder gereift, daß ich es jetzt erst wahrnehme? Was müssen Sie gelitten haben, daß Sie dieses Buch schreiben konnten? Das Leiden ist es ja, das ihm diesen bei aller Schlichtheit großen, einheitlichen Zug verleiht. Gewiß, Sie haben Namen und Zeit, Ort und Handlung vertauscht. Sie haben Ihre keusche Seele ganz verhüllt; aber die starke, heiße Persönlichkeit konnten Sie nicht ausschalten; Ihr Leiden sickert mit Ihrem Herzblut aus allen Poren Ihrer Dichtung heraus. Sie haben sich zu einer heroischen Versöhnung durchgerungen, aber um welchen Preis?

Ich habe Sie einmal, mit irgendeinem gemeinnützigen Auftrag beladen, aufgesucht in Ihrer von schwarzen Tannen dicht umstandenen Einsiedelei. Als der Unbekannte Ihnen gegenübertrat, wichen Sie unwillkürlich in die dunkle Fensternische zurück, so daß ich Ihr blasses, zartes, wie hingehauchtes Gesicht nur undeutlich sah. Es war mir, als ob Sie am liebsten durch die Wand hindurchgegliitten wären und sich in die malvenfarbene Wolke hinein verflüchtigt hätten, die zwischen den Tannenwipfeln am Abendhimmel versank.

Und einmal habe ich von Ihrem Geschick erzählen hören, allein ich habe mich weggewandt, weil ich allen Klatsch hasse. Ein unverschuldetes Frauenschicksal von alltäglicher Tragik; aber wie konnten Sie das ertragen, Sie Stolze, Reine?

Seitdem jenes Werk erschien, schweigen Sie. Nirgends begegnet man mehr Ihren formenstrengen, wie Kirchenfenster von innen heraus satt und dunkel glühenden Gedichten. Das beunruhigt mich. Ich fühle, daß Sie leiden und möchte — nicht Sie herauslocken aus Dunkel und Verschollenheit — das käme mir vermessen vor — Sie nur in zarter Weise trösten, Ihnen von ferne meine Dankbarkeit beweisen, Ihnen etwas zulieb tun. Allein kann das ein Fremder einer Dame gegenüber? Darf er es gegenüber einer Leidenden, die sich geflissentlich vor aller Welt zurückzieht? Weiß ich überhaupt, was Ihnen Freude machen würde? Nicht im geringsten. Ich taste völlig im Dunkeln. Und auf Grund wovon dürfte ich es wagen, Ihnen ein Geschenk anzubieten? Sie würden es entweder gar nicht annehmen oder aber umgehend zurückschicken.

Wochen sind vergangen. Weihnachten steht vor der Tür. Meine Pakete sind alle fort. Nun bin ich frei, ganz offen für Lichterglanz und Kinderseligkeit. — Nur eine hat noch nichts bekommen, die einsame Dichterin und Dulderin. Ich weiß nicht, warum dieser Wunsch mich nicht losläßt. Ich habe mich ernstlich geprüft, ob irgendein selbstsüchtiges Motiv mit im Spiele sei und habe die Frage verneinen müssen. Ist es nicht ein Sport von dir? so habe ich mir gesagt, Leid und Not, mehr seelische als leibliche freilich, aufzuspüren und lindern zu wollen? Eben das hast du im Laufe deines Lebens immer wieder versäumt, habe ich mir geantwortet, Menschen, die deiner bedurft hätten, hast du nicht beachtet oder vergessen, bis es zu spät war und der neidische Tod sie dir wegnahm. Mach gut, laß es hier nicht auch so weit kommen!

Aber Vorsicht, Selbstzucht, Zartheit um Gottes willen! Sonst verdirbt du hier mehr, als du gut machst; denn du bist eine Drauflgängernatur. Das könnte dir in den langen Jahren des Zusammenlebens mit diesem unangenehmen Gesellen da drinnen klar geworden sein!

Vor mir liegt eine Beige Weihnachtskarten zur Auswahl. Es wird mir wohl nichts andres übrig bleiben, als mich dieses gedankenlosen, konventionellen Allerweltsaushilfsmittels zu bedienen. Zeig einmal her! Weihnachtsengel und Niklause und Christbäume mit jubelnden Kindern. Aber wart! Da schaut doch etwas Liebes, Feines aus der althergebrachten Buntheit hervor: die Reproduktion eines hübschen Aquarells. Diesen kleinen Vogel auf dem Tannenzweig, der sich gern zum Flug anschickt, will ich mitnehmen. Wie klug und scheu und doch unternehmend blicken die schwarzen Aeuglein in die Welt! Solch scheues Vöglein sind Sie, und ich möchte, Sie höben wieder an zu singen mit der ganzen Energie des gefiederten Sängers hier auf dem Bildchen. Und dann wieder kommt es mir vor, als sei dieser kleine Singvogel mein Herz, das sich aufmacht, über das Dunkel der verschneiten Berge zu Ihnen hinzufliegen in Ihre stille Klause und Ihnen meinen Weihnachtsgruß zu bringen.

Weihnachten kam heran und ging vorbei in Liebe und Heiterkeit; aber selbst mitten im Kreise der Meinen,

Diese vom Kunstgewerbemuseum gemeinsam mit dem Schweizerischen Werkbund durchgeführte Ausstellung will nun einmal zeigen, wie viel klarer, vornehmer und ruhiger jene Dinge wirken, die vor allem von der Zweckdienlichkeit und der dafür gefundenen, knappsten Form beherrscht werden. Die einfachste Gestalt zu finden, sie veredelt zu bieten, ist eine viel größere schöpferische Leistung, als irgendwelche dekorative Details auf die im übrigen oft vernachlässigte Grundform zu setzen. Was hier zusammengetragen worden ist, darf auf wirklich gut durchgearbeitete Gestaltung Anspruch machen und ist von tatsächlich vollkommener Gebrauchsfähigkeit. Die Möbel, die sich verkleinert, glatt und anspruchslos vorstellen, bieten auf verkleinertem Raum ein großes Fassungsvermögen, sie sind mit Absicht kleineren Räumen vorzüglich angepaßt. Die Sitzmöbel nehmen auf die Funktion des Sitzens in verschiedenen Situationen Rücksicht, abgesehen davon, daß sie teilweise verstellbar und einzelne von ihnen auch ineinander schiebbar sind, um Raum zu sparen. Bei den Bettsofas sehen wir wieder eine weitgehende Anpassung an verschiedene Erfordernisse des Gebrauchs, wie zugleich an ihre leichte Reinigung dabei gedacht worden ist. Die Tischwäsche zeigt in heiterer Schönheit farbige und rein weiße Produkte von Maschinen- und Handweberei. Es geht auch da ohne protzige Dessins, und, wo Farbe im Spiel ist, erreicht die Weberei eine auffallende Verfeinerung. Ebenso anziehend wirkt das Geschirr, das Porzellan, Steingut und keramische Erzeugnisse umfaßt. Es geht auch ohne Blumen und beim Besteck ohne eingepreßte Ornamente, dafür gewinnen diese Dinge an Formschönheit und sind leichter zu reinigen. Das Glas muß nicht voll schwerer Schliffe, die seine Oberfläche zerstören, sein und alle übrigen Dinge, die auf den Tisch kommen, wie Cakedosen, Brot- und Obstschalen, diese in Holz und Geflecht, Telleruntersätze, kleine Rollmatten, allerlei brauchbare Stücke aus unzerbrechlichem Kunstharz, weisen dieselbe klare, anspruchslose, jedoch durchaus kultivierte, durchgebildete Gestalt auf. Ueberraschend wirkt die Küchenabteilung. Und wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß die Küchenelemente eigentlich den übrigen Einzelheiten des Tischservices längst vorauseilten. Hier „darf" man eben schon lange einfache, zweckdienliche Dinge benützen.

Eine merkwürdige Ruhe strömt von den hier gezeigten Dingen aus. Sie sind nicht etwa billiger Massenartikel, vielmehr erlesene Erzeugnisse vorwiegend schweizerischer und teilweise ausländischer Industrie. Einzelne Dinge, wie weißes Glas oder auch die so feinen Rauchgläser, werden bei uns ja gar nicht hergestellt. Es macht diese Ausstellung im ganzen keinen Anspruch erschöpfend zu sein, vielmehr will sie nur einmal an einigen Beispielen zeigen, wie ungezwungen und kultiviert diese höchst zweckmäßigen, in schönem Material ausgeführten Formen wirken, deren einfache Lösung eine lange und intensive geistige Arbeit zur Voraussetzung hat. E. Sch.

Frau Dr. h. c. Susanna Orelli, zum 90. Geburtstag.

Sie möchte nicht gefeiert sein, so melden ihre Freunde einstimmig. Aber wenn eine Frau, der wir so viel zu danken haben, ihren 90. Geburtstag begeht (27. Dezember), so veranlassen uns die Dankbarkeit und dazu die Freude, daß sie noch unter uns weilt, ihr unsere Wünsche darzubringen. In ihrer großen Bescheidenheit würde sie wohl zu uns sagen: „Viele haben getan was ich, immer gab es und wird es Frauen geben, die ihre ganze Kraft und Tüchtigkeit einer Aufgabe widmen, die sie für richtig halten". Das ist gewiß. Wir verehren aber in Frau Susanna Orelli eine Führerin besonderer Art, weil sie bahnbrechend einer neuen Aufgabe die Ziele steckte und diese Ziele selbst, in zähem stetigem Ausbau auch erreichte.

Uns heutigen, die wir die zahlreichen großen alkoholfreien Wirtschaften Zürichs für selbstverständlich halten, muß erst eine Rückschau daran erinnern, was es hieß, im Jahre 1894 einen „Frauenverein für Mäßigkeit und Volkswohl" zu gründen, trotz Spott und Skepsis der Umwelt eine „Kaffeestube" aufzutun. Und welch ein zäher, sicherer Glaube an die Notwendigkeit dieser aufhauenden Arbeit gegen die Trunksucht gehörte dazu, um mit kleinsten Mitteln und ohne schon vorhandenes Beispiel ein großes alkoholfreies Gasthaus einzurichten, wie „Karl der Große" in Zürich. „Schon am Eröffnungstage", so erzählt die Jubilarin in ihren Erinnerungen, „füllten sich die Räume von Schlag 12 Uhr an innert 10 Minuten mit zirka 250 Gästen. Unsere Einrichtungen, die Architekt und Bauleute als zu weitgehend belächelt hatten, erwiesen sich als ungenügend und die Vorräte gingen aus."

Energie und Wagemut waren nötig, den Bauplatz zum heute so weitgekannten „Kurhaus Züricherberg" zu kaufen zu einer Zeit, da weder Weg noch Licht, noch Leitungen für Wasser, Gas und Elektrizität den Platz zum Bauen günstig machten!

Nur so viel, um einiges aus der Pionierzeit anzudeuten, wie viele hoffen mit uns, daß wir aus der Feder von Frau Orelli selbst von ihrem Wirken einmal lesen könnten. Am 27. Dezember werden die Wünsche zahlloser dankbarer Menschen Frau Orelli erreichen, der weiterhin ein schöner Feierabend nach großem Werke beschieden sei.

Eine Wirtin neuen und großen Stils

nennt Dr. Hedwig Bleuler-Waser die jetzt Neunzigjährige und gibt uns die folgenden reizvollen Erinnerungen bekannt:

Der liebe Gott hat es mit unserem Zürich gut gemeint, daß er ihm vor 90 Jahren, am 27. Dezember 1845 just eine solche Wirtin geschenkt hat, unsere Frau Professor S. Orelli, Dr. h. c. der Universität. Wie sich ihre Leistungen in der Gasthausreform aus kleinen Anfängen heraus entwickelt haben, ist schon häufiger, als der Bescheidenen lieb ist, geschildert worden. Hier nur ein paar Worte über den Boden, aus dem sie hervorwuchs und was er ihr mitgegeben hat ins Leben. Sie stammt aus einem stattlichen Bauernhof in Zürichs damals noch ländlicher Umgebung. Ihr Vater leitete diesen lange Jahre und zugleich als Gemeindepräsident von Oberstraß seine Gemeinde. Das Talent zum Regieren und Organisieren verdankt die Tochter wohl dem Vater, dem sie auch äußerlich ähnlich war. Die nahe Stadt bot ihm Gelegenheit, seinen Kindern städtische Bildungselemente in den oberen Schulen zu vermitteln. So genossen sie gleicherweise die Vorzüge von Land und Stadt.

Der Trieb sich weiterzubilden, ist in der Bauerntochter stets lebendig geblieben — ebenso aber auch die tiefe Liebe zur Mutter Natur, in deren Herrlichkeiten die Städter hinauszulocken sie ihre Kurhäuser an die schönsten Aussichtspunkte des Zürichberges hingesetzt hat. Mit echter Bauernzähigkeit bestand sie darauf, Grund und Boden und das Umgelände ihnen nicht pachtweise, sondern als Eigentum zu sichern. In all den von ihr gegründeten Gasthäusern sollten in der Ernährung die Produkte des heimischen Bodens an erster Stelle Verwendung finden. Das von ihr veranlaßte Thema des Preisausschreibens: „Abstinenz und Landwirtschaft" beweist, daß ihr das Wohl des Bauernstandes immer am Herzen lag. Wie sorgfältig man pflanzen und pflegen muß, um auf Gedeihen hoffen zu können, das lebte ihr die Mutter tagtäglich vor, sie, die kein Kräutlein te verdursten ließ. Nichts, gar nichts dürfe man vergeuden, und nichts verlottern lassen. Baulichen Verbesserungen sann sie immer nach — gerade wie Frau Orelli auch. Daß es sich nicht schicke, dem Gesinde Müssiggang vorzuleben, oder beim Essen Extraküchlein für die Meisterleute backen zu lassen, gehörte zur Hausordnung. Nie hörte man den Vater an den Untergebenen herumzanken; es bedurfte dessen nicht — man sah den freundlichen Mann gerne kommen, Respekt ihm gegenüber verstand sich von selbst, gerade so wie bei Frau Orelli. Kein Fluch kam je über seine Lippen, weder bei Hagelschlag noch bei Viehsterben. Wann hätte die Tochter je bei unvermuteten Schwierigkeiten oder Feinden gegenüber Mut und Fassung verloren? „Kinder" nannte der Vater zuweilen seine Mitarbeiter; auch Frau Orellis Verhältnis zu ihren „Haustöchtern" erinnerte an das Patriarchalische bei Gotthelfs Bauern.

Man kümmert sich auf dem Lande auch um das Ergehen der näheren und ferneren Nachbarn. So hatte der Hof Langensteinen seine Hausarmen oder Kranken, bei denen als freundliche Boten die Töchter erschienen. Früh schon lernte Susanna bei solchen Gelegenheiten das Alkoholelend kennen. Mußte sie doch den Kummer erleben, daß fast alle ihre Schulkameraden ihm verfielen. Kein Wunder also, daß Frau Orelli aufhorchte, als in Zürich Forel das Erlösungswerk begann, an dem gerade ihr ein so wichtiger Anteil zufiel. — Ein alter Herr erzählte uns jüngst, wie ihn einst als kleinen Buben jemand in den Bauernhof Langensteinen mitgenommen habe. „Fast nobel" sei ihm dort alles vorgekommen — „fast", nein ganz nobel kam mir Frau Orelli immer vor — in ihrer selbstlos-lauteren Gesinnung, ihrer Hingabe an die reichgesegnete Aufgabe.

Dein Lebensland.

Frau Dr. h. c. Susanna Orelli zu ihrem 90. Geburtstage.

Von Johanna Siebel.

Dein Lebensland ist groß.
Ein ungewöhnlich Los
Läßt dich voll Güte und Vertrauen
Den Weg von hoher Warte schauen.

Dein Acker reich und weit,
Er zeigt zu jeder Zeit,
Daß deine Kraft, recht angewendet,
Der Scholle beste Saat gespendet.

Der Menschenliebe Glut,
Sie war dein höchstes Gut,
Du ließest — auch in Not und Mühen —
Auf deinem Feld sie herrlich blühen.

Stark, unentwegt und treu
Erglänzt sie dort stets neu.
Sie liegt als klarster Gottessegen
Auf deines reichen Lebens Wegen.

Sie strahlt von deinem Feld
Weit in die weite Welt.
Noch lang — nach vielem Tages-Treiben —
Wird sie als Trost den Menschen bleiben.

Von Büchern

Kalender-Auswahl.

Schweizer Frauenkalender 1936. Herausgegeben von Clara Büttiker, Verlag Sauerländer, Aarau.

Es war ein sehr hübscher Gedanke der verdienstvollen Herausgeberin, die diesjährigen Beiträge zu ihrem Kalender unter die leitende Idee des Heimaterlebens zu stellen. Von der historischen Seite her geht Rosa Schudel-Benz in ihrem Aufsatze: „Die große Frau von Zürich" an das Thema heran. In Skizzen und längeren Erzählungen betonen die Verbundenheit mit der Heimat Clara Büttiker, M. Lavater-Sloman, Johanna Böhm, Martha Niggli, Gertrud Leuba-Niederer und andere zum Teil wohlbekannte Schriftstellerinnen.

Eine interessante Galerie photographischer Bildnisse zeigt verschiedene der durch Beiträge vertretenen Schriftstellerinnen, sowie einige „Dichterfrauen". Diese Gattinnen namhafter Schweizerdichter, wie Frau Bertha Huggenberger, Lina Zahn, Ida Stiklberger und Anita Wiegand sprechen sich in sympathischer Weise über ihre Mitarbeit am Werke des Mannes aus. — Aufsätze mehr theoretischer Natur (Edith Ringwald: Wege zur wirtschaftlichen und rechtlichen Sicherheit der Frau und andere mehr) vervollständigen mit einigen poetischen Beigaben von Marie Bretscher, Clara Nobs-Hutzli und Clara Büttiker den reichen Inhalt des wertvollen Jahrbuches. H.

Der „Kochkalender für das Jahr 1936" (Verlag E. Reinhardt, München, Preis Rmk. 1.80) vermittelt in guter Ausstattung als Abreißkalender für jeden Tag zusammengestellte Menus, denen zugleich die Rezepte mancher angeführten Speise beigegeben sind. Hübsches Bildmaterial gibt Anregung zum Garnieren der Platten.

Als guter kleiner Kamerad meldet sich auch der Schweiz. Notizkalender wieder (Verlag Büchler & Co., Bern), der mit einer Agenda für tägliche Notizen und praktischen Angaben über Posttarife, Radio, Bahntarife u. a. für den tägl. Gebrauch gut verwendbar ist.

Der Schweiz. Rot-Kreuz-Kalender (Verlag Hallwag A.-G., Bern, Preis 1.20) erscheint zum 14. Male und ist schon mancher Hausfrau ein kluger Berater, besonders in der Krankenstube geworden. Die interessanten und unterhaltenden Kurzgeschichten werden manche stille Stunde ausfüllen. Man bedenke auch noch, daß das Schweizerische Rote Kreuz auf diese Einnahmequelle sehr angewiesen ist, da trotz der stattlichen Beiträge die Gesellschaft jährlich mit einem Defizit abschließt.

*

In der Broschüre „Diakonissen wie sie leben und lieben", herausgegeben von der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft, St. Gallen und Leipzig, versucht Maria Becherer das Berufsbild der Diakonisse zu zeichnen. Das 90seitige Bändchen gibt Ueberblick über Ausbildung und Arbeitsgebiete im Diakonissenwesen, weist hin auf Verschiedenheit der Herkunft, auf die Mannigfaltigkeit der Betätigung und auf die innere Berufung, die trotz mancherlei Schwierigkeiten immer wieder richtunggebend ist. Und doch bleibt die Schrift wohlwollende Konstruktion einer Zuschauerin. Das Buch ist nicht aus eigenem Erleben entstanden; die Schriftstellerin bleibt an Einzelepisoden hängen und vergißt den Hinweis auf die letzte Aufgabe der Diakonisse: die Aufgabe im Dienste der Kirche, wozu der äußere Beruf Eingangspforte ist. In der stillen Begegnung von Mensch zu Mensch unter Gottes Gegenwart liegt der ganze Reichtum des Berufes verborgen. Und ob auch dies Letzte in der Stille geschieht, so fehlt doch dem Berufsbild das Entscheidende, wenn es davon nichts ahnen läßt. M.

Unsere Werbeaktion.

Liebe Leserinnen!

Als Dankbarkeit hätten wir gerne einen Leitartikel als vorläufigen Schlußbericht unserer Aktion geschrieben. Zu sagen wäre genug, zu erzählen von den Erfahrungen unserer eifrigen Werberinnen, zu melden von den vielen schriftlichen Aeußerungen der Anerkennung, die uns mit Zuversicht erfüllen und von Wünschen und Vorschlägen für Ausbau und Verbesserung, die uns Ansporn sind. Heute sind der Raum im Blatte und die Zeit der Redaktorin gleichermaßen beschränkt, und so bleibt es bei kurzer Meldung. Schönste Weihnachtsgabe ist unserem Blatte die Tatsache, daß Ihrer aller eifriges Werben uns nun im Ganzen

323 neue Abonnenten

gebracht hat! Wir dürfen also ein erreichtes Ziel melden! Froh, Ihnen allen dankbar verbunden und voll neuer Zuversicht stehen wir im Schaffen: das Schweizer Frauenblatt bleibt uns erhalten!

Aber unsere Freude darf uns nicht blind machen. Nur wenn wir die jetzige Zahl unserer Abonnenten erhalten und erhöhen können, kann unser Blatt bestehen. Zweierlei weitere Mühlse tut uns daher not: Bleiben Sie uns treu! Möchten alle bisherigen Abonnentinnen das Blatt weiterhin beibehalten. Wir wissen: Sparen ist überall notwendig geworden, aber sparen Sie nicht gerade an diesem Posten! 20 Rappen die Woche lassen sich am Ende noch anderswie einsparen, nicht wahr?

Werben Sie weiterhin! Damit jede entstehende Lücke — mit Aenderungen durch Todesfälle, Wegzug usw. muß ja jede Zeitung rechnen — unverzüglich wieder ausgefüllt werden kann.

„Wir haben geschafft!" dürfen alle unsere Helferinnen sagen. „Wir wollens weiter schaffen!" sei gemeinsames Losungswort für Vorstand, Redaktion und alle Helferinnen. Daß dies sich erfülle, ist der Weihnachtswunsch der Redaktion.

Noch ist es Zeit,

daß Sie zur Weihnacht Freude bereiten durch ein

Geschenkabonnement des Schweizer Frauenblatt!

Die Administration sendet Ihnen auf Wunsch sofort eine hübsche Geschenkkarte zu.

in Geselligkeit und Weihnachtsglanz schweiften meine Gedanken von Zeit zu Zeit immer wieder hinaus in die Nacht. Wie hat es die einsame Empfängerin aufgenommen? Wenn sie in ihrer nimosenhaft zarten Zurückhaltung sich verletzt fühlte! Unerträglicher Gedanke!

Am Neujahr hielt ich zu meiner Ueberraschung ein Briefchen der einsamen Frau in der Hand. Sie schrieb mir: Wie soll ich Ihnen danken? Sie wissen ja nicht, was Sie mir für eine Freude gemacht haben. Längere Zeit kam Tag für Tag ein Rottehlchen an mein Fenster. Es war mir ein Geschenk des Himmels. Da — vor Wochen — blieb es weg und war von da an verschwunden. Nun haben Sie mir sein Bild gesandt, so daß ich es täglich vor Augen sehe und es mir nicht mehr verloren ist.

Wie wird mir nur! Wie ein kleines Kind fühle ich mich wieder, so ahnungsfroh und nachtwandlerisch sicher. Was sind wir denn vor dem großen Geheimnis anderes als Kinder? Alles wird wieder so still und einfach, wie es an der Mutter Kleid gewesen. Mit dem Verstande können wir die Welt nicht erlösen. Aber wir brauchen ja nur in uns hinein und hinabzulauschen; wir dürfen nur willig und vertrauend und liebend sein. Und die Gnade und das Geschenk kommt zu uns. Wir dürfen Wertzeug sein und finden im Dunkel den Weg zu den andern und dürfen auch ihnen schenken von der uns geschenkten Liebe.

Christoph von Schmid fällt mir ein und sein „Täubchen", das, freudigen Herzens hergeschenkt, der Geberin später das Leben vor finstern Räubern rettet. Wie beglückten einen diese wunderbaren Zusammenhänge in der Kindheit, und wie lockten sie bei dem Kluggewordenen ein Lächeln hervor, wenn mein Junge sie mit demselben gläubigen und beglückten Staunen vorlas! Es hatte mir an der Zeit geschienen, den Kleinen aufzuklären: „Weißt du, das achtzehnte Jahrhundert dachte ganz optimistisch weltfremd. Das liebte solche unnatürlich guten Ausgänge von Geschichten, solche unwahrscheinlichen, wunderbaren Fügungen, die es im Leben gar nicht gibt. Wir sehen jetzt klarer und sind in diesen Dingen viel weiter." Und mein Junge lauschte mit großen, verwunderten, ein wenig enttäuschten Augen, aber einem leisen ungläubigen, besserwissenden Lächeln um den Mund. Hast recht!

Lieber, kindlicher Christoph von Schmid, du hast einen größern Zipfel vom Vorhang des Lebens aufgehoben als wir neunmal Weisen und hast tiefer in seine lieblichen, farbigen Gründe geblickt. Wenn ich jetzt so nachsinne über das Erlebte, so däucht es mich sehr wohl möglich, daß das Rottehlchen aus den ahnungsvollen Tiefen meiner Kindheit aufgeflogen ist, wo du eine Wohnecke hattest, lieber Christoph, und wo auch dein Täublein aus und ein flog. Und ich will dir als ein „Wissender" gerne den Dank abstatten, den das Kind stumm und unbewußt in seinem entzückten kleinen Herzen hegte.

Prätendenten.

I. Octave Aubry: „Der König von Rom" (aus dem Französischen übertragen).

Verlag Eugen Rentsch & Cie., Zürich-Erlenbach.

Octave Aubry hat ein eindrucksvolles und abgerundetes Lebensbild von Napoleons Sohn geschaffen. Aus den vielen beigebrachten Dokumenten entwickelt er das Bild des schönen und begabten Prinzen, der während seines kurzen Lebens so viele Hoffnungen auf sich vereinigte, und um dessen Tod sich so viele Legenden spannen.

Nach dem Sturze des restaurierten Bourbonen-Königtums (1830) schien eine Berufung des Herzogs von Reichstadt auf den französischen Thron wohl möglich, da die Erinnerung an seinen großen Vater alle Gemüter beherrschte (der viel unbedeutendere Neffe des Kaisers konnte zwanzig Jahre später als Napoleon III das Kaiserreich wieder aufrichten).

Der König von Rom wird aus einer Kindheit des Glanzes 1815 nach dem Sturz Napoleons nach Wien gebracht, wo er unter der Aufsicht des Fürsten Metternich, des gefährlichsten Feindes seines Vaters, heranwächst. Seine Stellung als Sohn des Usurpators Bonaparte und als Enkel des österreichischen Kaisers Franz bleibt zwiespältig und unerfreulich. Metternich, nach Aubrys sicher übertriebener Schilderung ein wahrer Teufel, will ihn ganz zum österreichischen Fürsten erziehen und versucht vergeblich, die Erinnerung an seine französische Herkunft und Aufgabe zu ersticken.

In diesen Jahren des Wartens und der Hoffnung erliegt der König von Rom einer Lungentuberkulose, die er sich durch seine unvorsichtige Lebensweise zugezogen hatte. Aubry weist durch eingehende Dokumentierung alle jene Behauptungen zurück, die den frühen Tod einer Vergiftung durch Metternich zuschreiben wollen.

Die leidenschaftliche Voreingenommenheit des Verfassers für den König von Rom wird uns beim Betrachten der Porträtwiedergaben erklärlich, die den jugendlich-wehmütigen Charme des jungen Napoleon überzeugend und gewinnend darstellen. Einprägsam bleiben die psychologisch fein gezeichneten Gestalten Napoleons, der leichtfertigen Mutter Marie-Louise, des überklugen Kanzlers Metternich und des gebildeten und wahrhaften Freundes Prokesch-Osten.

II. Lucette Dubs-Brocher: Der Prätendent, Charles Eduard Stuart.

Verlag Huber & Cie., Frauenfeld.

Das Schicksal des letzten Stuart, Enkel des entthronten Jakob II., ist dem Leben des Königs von Rom nicht unähnlich. Auch er ist erfüllt von der großen Aufgabe, ein Reich für sein Haus zurückzugewinnen. Er sucht Frankreich für die Sache der katholischen Stuarts gegen das protestantische Haus Hannover zu interessieren. Eine erste französische Flotte wird durch Stürme an der Ausfahrt verhindert. Nach den endlosen und vergeblichen Bemühungen, eine zweite Expedition zustandezubringen, setzt er mit wenigen Getreuen nach Schottland über, der eigentlichen Heimat der Stuarts. Zur Verblüffung Europas strömen ihm vom allen Seiten Freiwillige zu. Mehrmals bleibt er mit seinen Hochländern gegen die Truppen des Hauses Hannover siegreich und flößt bis in die Nähe Londons vor. In diesem entscheidenden Moment wird ihm der Sippengeist der schottischen Großen verhängnisvoll, die sich nicht über ein gemeinsames Vorgehen einigen können. Die Reihen seiner Krieger lichten sich und er erleidet die vernichtende Niederlage. Von diesem Zeitpunkte an ist er vom Mißgeschick verfolgt. Er versucht zwar noch mehrmals, neue Landungen zu organisieren, aber die Aussichten verschlechtern sich immer mehr. Im Jahre 1788 stirbt er in Rom vollkommen gebrochen und herabgekommen und von aller Welt verlassen.

Es liegt im tatsächlichen Ablaufe dieses Schicksals begründet, daß die zweite Hälfte der Biographie an Interesse verliert. Trotzdem verdien das außergewöhnliche Leben des Prätendenten die liebevolle und sorgfältige Arbeit der Verfasserin. H. E.

Aus der Praxis der Hausfrau

Wenn ich backen will . . .

tue ich Butter oder Zutaten, die erhitzt werden müssen, zuerst in die Schüssel und lasse sie auf Handwärme abkühlen, ehe die anderen Zutaten beigegeben werden.

darf ich nur frische Hefe verwenden. Auch das Back-

Bei Erkältungskrankheiten

leichten Affektionen der Atmungsorgane sind »Silphoscalina«-Tabletten bewährt. Lebhafte Schutzzellenbildung im Blute, erhöhte Widerstandskraft des Körpers gegen Infektion, schleimlösend, appetitsteigernd, hustenmildernd, schlafverbessernd. Aerzte empfehlen darum »Silphoscalina«. Es ist wirksam und unschädlich. 80 Tabletten Fr. 4.—, in allen Apotheken, wo nicht, dann (c252)

Apotheke E. Streuli & Co., Uznach (St. Gallen)

Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten Aufklärungsschrift.

P 43K

pulver darf nicht monatelang und auch nicht in feuchten Räumen aufbewahrt sein,

muß ich das Backpulver mit Mehl vermischen, ehe ich es in den Teig gebe, damit es gleichmäßig verteilt in den Teig hineinkommt,

darf ich niemals die Milch oder eine andere Flüssigkeit direkt auf das Backpulver gießen, da die Treibfähigkeit des Pulvers durch die Flüssigkeit beeinträchtigt würde.

soll ich das Backpulver, falls ich solches verwende, nur mit kalten Zutaten vermischen,

muß ich das Mehl und Zucker durch ein Sieb in den Teig geben, um den Teig lockerer zu machen.

ist es ratsam, dem Kuchenteig eine Prise Salz zuzufügen, um den Geschmack etwas pikanter zu machen,

wasche ich Rosinen und Korinthen zur besseren Reinigung mehrmals in warmem und zuletzt kaltem Wasser,

wälze ich Rosinen und Korinthen, nachdem sie gewaschen und trockengerieben sind, in Mehl, bevor ich sie in den Teig gebe. Sie verteilen sich dadurch gleichmäßiger und sinken nicht nach unten, was feuchte Rosinen und Korinthen tun würden,

schneide ich zur besseren Ausnutzung die Vanille ganz fein und zerreibe sie mit grobem Zucker, am besten in einem Porzellanmörser,

brühe ich die Mandeln, die abgezogen werden sollen, mit kochendem Wasser, lasse sie aber nicht aufkochen, wodurch der Geschmack leiden würde.

gebe ich den steifen Eiweißschnee zuletzt in den Teig, indem ich ihn leicht unterschlage und nicht unterrühre,

streue ich, um den Kuchen besser aus der Form lösen zu können, die ausgebutterte Form mit Grieß oder geriebenem Brot aus.

Berichtigung.

Eines Druckfehlers wegen wurde im Leitartikel der letzten Nummer gemeldet, daß 24 Mädchen aus Gebirgsgegenden sich für Hausdienststellen im Unterland gemeldet haben; es sollte aber erfreulicherweise „54 Mädchen" heißen.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22,608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Runzeln Z 46
Falten verschwinden fast über Nacht mit der Runzelcrème „La Jeunesse". Erfolg sofort ersichtlich, prima Anerkennung. Diskr. Nachnahmeversand à Fr. 6.50. **La Jeunesse, Abtlg. G, Neugasse 250, Zürich.**

BÜCHER-FREUNDEN empfiehlt sich **Schwarzmann** vorm. Wilh. A. Müller, Buchhdlg. u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, 1. Stock, Basel. P7674Q

Druck-Arbeiten liefert prompt und billig **Buchdruckerei Winterthur AG.**

Der Glanz! woher? Heisswasser mit PER
½ Esslöffel genügt schon für 5 Liter heisses Wasser.
HENKEL & CIE. A. G., BASEL

Neue Teppiche
Ueber 600 ganz verschiedene Teppich-Milieux umfaßt unser Sortiment
Größe: 140 x 200 cm, 170 x 240 cm, 200 x 300 cm, 250 x 350 cm
Preislage: Fr. 25.— bis 135.—, Fr. 36.— bis 175.—, Fr. 55.— bis 350.—, Fr. 90.— bis 450.—
Wer im größten Lager Zürichs wählt, kauft gut. Dazu die Garantie des erstklassigen Spezialgeschäftes
Sonntags geöffnet 2—6 Uhr
FORSTER beim Corso ZÜRICH
154

Weberei auf dem Wyler
Dieses Zeichen
bürgt Ihnen für Schweizerware, denn es ist die geschützte Ursprungs- und Schutzmarke für Inlandproduktion
Die Leinenweberei Bern A.-G.
garantiert Ihnen für beste Qualität; denn unsere sämtlichen Leinen und Halbleinen sind Eigenfabrikate, richtiges Bernerleinen.
Muster und Preislisten durch die
Leinenweberei Bern A.G.
City-Haus Bern Bubenbergplatz 7

Bester Ersatz für Muttermilch
Vorzugsmilch
aus dem Brüderhof Dällikon, sie entspricht den Vorschriften des städtischen Gesundheitsamtes. 1 Flasche 45 Cts.
Vereinigte Zürcher Molkereien Telephon 31.710
181

Ja. Samstag abends 5 Uhr
müssen die letzten Lösungen für den letzten grossen Wettbewerb auf der Post sein, denn Lösungen, die später als Montag den 23. Dez. bei uns eintreffen, können nicht mehr angenommen werden. Es tut uns leid, dass wir Ihnen nicht mehr länger Zeit geben können; denn wir wollen pünktlich zur festgelegten Stunde die ausgesetzten P50-8Sn
Fr. 10,000.-
auszahlen. Wer sich heute nicht entschliessen kann, dem können wir leider nie mehr eine solche Offerte machen; denn dies ist unser letzter grosser Wettbewerb.
r-e-s-e-i-d b-r-e-w-e-b-t-t-e-W t-r-e-l-s-s-e-r-e-t-n-l h-c-i-m
Zu lösen ist obiger Spruch, den Sie mit nachstehendem Coupon einsenden können. Sie erhalten darauf postwendend die Unterlage spesenfrei und unverbindlich

COUPON: An **Obrechts Verlag, Wiedlisbach 91**
Senden Sie mir bitte spesenfrei die Unterlagen zum letzten, grossen Wettbewerb.
Ihre Lösung: .....
Ihre Adresse: .....

Meyer-Buck
Schifflände-Kirchgasse
Zürich
Porzellan - Kristall - Keramik
Bestecke 141

Inserate
für offene Stellen u. für Stellensuchende
haben guten Erfolg
im
Schweizer Frauenblatt

Wir bitten unsere Leserinnen:
Berücksichtigen Sie beim Einkaufen unsere Inserenten
Verlangen Sie als Reiselektüre das Schweiz. Frauenblatt an den Kiosken

Vom Büchertisch.

Josef Reinhart: Mutterli.

(Verlag Sauerländer u. Co., Aarau.)

Auf der ersten Seite schon steigt Heinrich Pestalozzi in die Postkutsche, sein Blick ruht auf dem jungen Mädchen, das sich in die Ecke gedrückt hat, seine Hände umfassen dessen Hände und damit geht schon sein Geist in das zukünftige „Mutterli“, in Lisette, der Apothekerstochter aus Zug, über, um in ihr zu wirken, sie nicht mehr zu verlassen, ihr Leben lang. Sein Geist durchweht das ganze Buch, ohne aufdringlich zu werden, auch wenn seine Persönlichkeit nur zu seltenen Malen vor uns hin tritt. Er bildet sich einen weiblichen Pestalozzi heran, dessen Wirkungskreis zwar weniger länderumspannend und allumfassend, dafür aber bodenständiger und erdenfester ist. Wie Vater Pestalozzi ihr Freund und leuchtendes Vorbild, ist auch Lisette von der Natur stiefmütterlich behandelt, mit äußern Reizen karg bedacht worden, wie bei ihm überwindet die sieghaft hervorbrechende Menschenliebe und innere Freudigkeit alle äußern Hemmnisse. In der blutjungen Lehrerin in Pestalozzis Schule und Internat im Schloß Ifferten, in der Doktorsgattin in Sarmensdorf, in der Mutter zahlreicher Kinder bewährten sich gesunder Menschenverstand, Klugheit Frohsinn und eine unerschütterliche Liebe zu alt und jung aufs Glücklichste. Immer weitere Kreise zogen Schaffen und Wirken der begnadeten Frau, immer größer wurden Einfluß auf Familie und Gemeinde, Witwe geworden, geprüft durch den Tod mehrerer ihrer Kinder, ließ sie nicht die Flügel hängen. Sie begründete die Strohindustrie im heimatlichen Dorfe, sich selbst und andern Frauen damit die Existenz zu erleichtern. Sie schuf unter ihrem eigenen Dach eine Art Mädchenpensionat, das dank ihrem pädagogischen Genie, ihrer glücklichen frohmütigen Veranlagung prächtig gedieh. Sie führte Fabrikmädchen in die Kenntnisse der Haus- und Gartenwirtschaft, der Kinder- und Krankenpflege ein, damit unsere heutigen Bestrebungen vorwegnehmend. Ihr Leben war Arbeit und wieder Arbeit, war Aufopferung und Hingabe, aber wenn es am wirrsten zuging, fand sie immer noch die bejahenden Worte: „das Leben ist doch schön.“ — „Mutterli“ war der Ehrentitel, den ihr nicht die Familie, die Mädchen um sie herum allein schenkten, es war die weitverzweigte Gemeinde der Kranken der seelisch und körperlich Hilfsbedürftigen, es war die schier unabsehbare Schar ihrer Freunde und Verehrer, die sie so nannten.

Es weht ein frischer, gesunder Wind durch das Buch, glücklich alle Sentimentalität und allen Ueberschwang jener Epoche vermeidend. Nicht nur Respekt und scheue Bewunderung nötigt uns diese hervorragende Frau ab, sie hat, wenn wir das kräftige Buch aus der Hand legen, auch unsere warme Sympathie und Zuneigung gewonnen.

M. P.-U.

Anna Richli: Otto Wikardts Weg

betitelt sich der neueste Roman der bekannten Luzerner Schriftstellerin Anna Richli, der soeben vom Verlag Eugen Haag in Luzern in äußerst gediegener Aufmachung und typographisch vorbildlicher Ausstattung dem literarischen Weihnachtsmarkte übergeben wird. Wir haben das wechselvolle Schicksal des jungen Otto Wikardt schon im letzten Roman der Dichterin, „Im Vorraum der Zukunft“, kennen gelernt. Nun tritt er uns als der entschlossene Kämpfer für die hohen Ideale entgegen, die schon in der Seele des erfolgreichen Abiturienten, wenn auch noch unabgeklärt und wirklichkeitsfern, geschlummert haben. Mit verblüffender Intuition und Sicherheit zeichnet die Verfasserin die tragischen Konflikte, die der junge Wikardt noch zu bestehen hatte, bevor es ihm gelang, die Fesseln zu sprengen, die ihm das kaltberechnende Mäzenatentum eines rein materialistisch gesinnten, geldstolzen Gönners geschlagen, mit der Problematik unserer wirren Zeit innerlich fertig zu werden und auf dem festen Boden der harten Realitäten des Lebens in zäher Arbeit seinen Traum zu verwirklichen: als Journalist mit der scharfen Waffe der Feder den Kampf aufzunehmen für sein Programm einer überparteilichen vaterländischen Erneuerungsbewegung und den Zusammenschluß aller Gutgesinnten zu einer christlichen Einheitsfront. In die spannende, packend erzählte Handlung spielen zahlreiche aktuelle Zeitprobleme hinein, aber die große Linie bleibt trotzdem immer vorhanden. Im Grunde handelt es sich bei Otto Wikardt nicht um ein Einzelschicksal. Vielmehr bestätigt sich bei diesem Werke aufs neue, daß der wahrhaft künstlerische Roman der eigentliche Spiegel unserer Zeit ist. -r.

Gertrud Lendorff: Die salige Frau.

„Wir saligen Frauen haben ein Gesetz. Wenn uns ein irdischer Mann zum Weibe nimmt und uns dann nicht höher schätzt als Hab und Gut und Ehr und Gewissen und andere Weiber, so müssen wir von ihm gehen und nichts bringt uns wieder zurück.“

So heißt's im Märchen. Ruth, die Gattin des Pfarrers Gottlob Martin Herzog, ist eine solche „salige Frau“. Sie, die Pflegetochter der alten reichen Frau Vonkilchen, Gönnerin des aus einfachsten Verhältnissen stammenden Pferrers, bleibt der Gemeinde, den Kollegen, ja ihm selbst irgendwie fremd. Er steht zwar unter ihrem Zauber, aber manchmal erträgt er sie nur schwer. Und immer wieder tritt der Wunsch oder eher eine Art Zwangsidee in ihm auf, er müsse Missionar werden, wie er es in seiner Jugend wollte.

„Er quälte sich wieder, es schien kein Segen auf seiner Arbeit zu sein. Und, was das Schlimmste war, die Gedanken an Ruth und das Kind lenkten ihn wirklich von der Gemeinde ab. Dazu lag wieder ein Brief aus Indien auf dem Tische. ‚Der Arbeiter sind viel zu wenige‘, schrieb der Freund. ‚Wir wollten, wir hätten dich hier. Wenn dich nicht Wolkringen an die Heimat bände, so würde ich dir sagen: verlaß Wolkringen und komm herüber und hilf uns.‘ Ruths Trost und Hilfe wird ihr Kind. Als es geboren werden soll und seine Frau in Lebensgefahr ist, da sieht Gottlob Martin ihr Leiden als Strafe für seine Untreue an und gelobt, Missionar zu werden, wenn sein Weib und Kind am Leben bleiben. Das ist feinste Beobachtung, der Mann ist Egoist oder wenigstens egozentrisch bis ins Innerste. Ob die Frau dies ganz andere Leben will und kann, bewegt ihn keinen Augenblick. Kein Gedanke an einen möglichen Widerstand ihrerseits kommt ihm.

Marie Salome, Timdala genannt, füllt fortan Ruths Leben aus und an der Trennung stirbt sie auf hoher See. Sie hat sich nicht gewehrt, als er ihr seinen Entschluß mitteilte. „Und Timdala? fragte sie leise, als er endlich schwieg. ‚Ach, die wird schon irgendwie unterkommen‘ ...antwortete er und dachte dabei an anderes. ‚Alle Missionare lassen ihre Kinder hier. Wegen dem Klima und auch, damit mehr Zeit und Kraft für die Arbeit bleibt‘.“

Später zu den Freunden, einem älteren Ehepaar, bei dem sie schon früher Verständnis und Liebe fand, sagt Ruth nur: „Man muß es nun eben auf sich nehmen, wie es in der Bibel steht. Man muß es erleiden.“

Das Erschütternde an diesem Buche ist, von der Frau aus gesehen, das gänzliche Unverständnis des Mannes für die Seele, das Wesen der Frau, das absolute Insichgehülltsein als Mann, dem die Frau zu folgen hat, wo er hingeht. Und die stille Wehrlosigkeit der Frau. Er und sie sind glänzend geschildert in ihrer Wesenhaftigkeit, deren Gesetzen sie folgen müssen.

Was an dem Buche vor allem erfreulich ist, ist seine innere Sauberkeit. Es ist ein im besten Sinne unmodernes Buch. Alle die Konflikte des heutigen Lebens, manche Versuchungen, sind auch drin zu finden, aber es wird nicht darin geschwelgt.

Trotz aller Tragik, trotz dem Aerger über den Mann, trotzdem man Ruth manchmal ein bißchen anstoßen möchte: so wache doch auf und vertritt deine Rechte, so bleibt als Nachklang von der Lektüre dieses Buches etwas Stilles und Schönes haften, ein leiser Schimmer aus der Welt der „saligen Frauen“. E. Z.

Lina Schweizer: Die Götzen der Rose Ehrhart.

Verlag Orell Füßli, Zürich.

Von diesem Erstlingsroman hat man den deutlichen Eindruck, daß die junge Autorin ihrem Geschöpf, Rose Ehrhart, keinen andern Weg bereiten konnte, als er ihr selber zu gehen bestimmt war. Mit andern Worten: die Verfasserin ist selber noch so sehr in der von ihr dargestellten Entwicklung inbegriffen, daß wir hier durchaus von einem autobiographischen Roman zu sprechen haben, mögen auch Einzelheiten als frei erfundene dazu gekommen sein. Die leidenschaftliche und leider von Gehässigkeit noch nicht restlos befreite Auflehnung gegen die religiösen Einwirkungen von Kirche und Schule lassen vor allem diesen Schluß zu. Auch die weiteren Etappen von Rose Ehrharts Weg: schwärmerische Begeisterungsstürme für „neuzeitliche“ Ideen und Menschen, berufliche Schwierigkeiten als Lehrerin, Liebes- und Ehekonflikte, sind in der Darstellung noch eng an das persönliche Erleben gebunden. Für Bejahung wie für Verneinung ist noch kein objektiver Gesichtspunkt oder Maßstab gefunden worden. Als sympathisch und für ihre weitere schriftstellerische Tätigkeit versprechend ist aber Lina Schweizers ehrliches Mühen um die Klärung ihres Weltbildes anzusprechen. A. H.

Isolde Kurz: „Von Dazumal.“

Geschichten aus meiner Jugendwelt.

Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen.

Ich bin nicht ganz der Meinung von Isolde Kurz, die es für richtig hielt, unter dem etwas blassen Titel: „Von Dazumal“ neun Erzählungen zu sammeln. Allerdings spielen sich die darin dargestellten menschlichen Geschicke alle auf dem Boden einer selben deutschen Kleinstadt ab, alle in der guten alten Zeit, — ein bißchen früher, ein bißchen später scheint hier nicht sehr wesentlich zu sein. Aber gerne hätte ich dem Buch einen andern, farbigern, vielleicht sogar einen großartigern Namen gegönnt. Schade, daß Jakob Schaffner „Das Wunderbare“ als Romantitel schon vorweg genommen, denn so und nicht anders müßte auch der neue Band von Isolde Kurz heißen dürfen. In der Eingangsbetrachtung spricht die Dichterin von einer unbegreiflich flüchtigen Gottheit, die, von allen Menschen gesucht, sich doch keinem ergibt. Wenn der Mensch aber aufhört, an sie zu glauben, auf dies sich immer wandelnde, sich ebenso leicht verbergende als enthüllende „Es“ zu hoffen, dann kann er nicht weiterleben. Solchem Traum sind Isolde Kurzens seltsame Lieblinge auf ganz besonders leidenschaftliche Weise verpflichtet oder verfallen. Sie alle sind Dichternaturen, deren inneres Leben die Bezirke der bürgerlichen Wirklichkeit überwuchert und deren Sehnsucht im Wahn erstarrt. In den unausbleiblichen Zusammenbruch ihrer trügerischen Gespinste werden Geist und Körper mit hineingerissen. Der kleine, phantasievolle Junge, „Nachbars Werner“, muß sich als Lügner züchtigen und brandmarken lassen, weil ihm sein Traumreich wahrer scheint als das nüchterne Leben der Großen. Das alte vornehme Fräulein von Plessen stirbt über dem Verluste ihres Gartens, darin sie weiß gekleidet wie in der Jugend vor einem fiktiven Grabhügel die Erinnerung an den Jugendfreund gehegt hatte. Tante Susannes Haßtraum aber ist gar so mächtig, daß er über ihren Tod hinaus wirkt: in ihrem Testament breitet sie ihn auf lächerlich-schreckliche Weise vor den Nachlebenden aus.

In der meisterlich gelungenen Gestalt der Stickerin Zenobia findet sich der selbe Menschentypus ins Grandiose gesteigert. Sie, die auf bucklig verwachsenem Körper das Haupt einer Venus trägt, verzehrt sich in der Erinnerung an jene Minute, da einst der stählerne Blick des großen Napoleon sie getroffen. Dem wahnwitzigen Glauben an die mögliche Wiederholung dieses Wunders opfert sie alles kleinere Glück. Alle übergroße Sehnsucht verwirkt sie in einen pompösen Wandteppich mit dem Bilde ihres Helden. Im nahen Schlosse der Fürstin wird ihr Werk vielleicht ja dem Kaiser selbst zu Gesichte kommen und sein Dank wird ihr zukommen. Fast scheint es, als sollte ihrem Leben solch unglaubhafte Erfüllung zuteil werden. Der Kaiser, auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes, zieht noch einmal triumphierend in der kleinen deutschen Residenz ein. Wieder ist Zenobias Fenster verschwenderisch geschmückt, wieder blickt ihr schönes Antlitz auf die Straße, von der er sie einst gegrüßt, und die er jetzt wieder durchziehen soll. Doch der Zug wird abgelenkt, den Teppich haben gleichgültige Zofen in ihren Hintergemächern zurückgehalten. Nun gibt es für die Verzauberte nur noch eine Möglichkeit: als der Vergötterte das Städtchen verläßt, wirft sie sich mit dem Rufe „Es lebe der Kaiser!“ unter die raschen Hufe seiner Pferde. „Ce n'est rien,“ beruhigt der Adjutant den vom Aufbäumen der Tiere Erschreckten, „ce n'est qu'une femme bossue“. Dieses Kern- und Prachtstück ihrer neuen Novellensammlung läßt uns Isolde Kurzens jugendlich-ungebrochene Gestaltungskraft noch einmal staunend bewundern und dankbar anerkennen. A. H.

R. Küchler-Ming: Die Lauwiser und ihr See.

Erzählung aus den Jahren 1831—1836. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig.

Mit ihrer patriotisch empfundenen Erzählung vom Kampf der Berggemeinde Lungern um die Tieferlegung ihres Sees führt R. Küchler-Ming die Tradition Lienertscher Heimatkunst weiter.

Fünf Jahre Kleingemeindepolitik? Vermag uns solche Miniaturhistorie zu fesseln? Das Buch beweist es uns: In dieser räumlichen und zeitlichen Beschränkung liegt die Weisheit eines guten historischen Spürsinns. Der technische Versuch des Bergdorfes, das in den Jahren 1831—1836 seinen See aus dem Tal verbannt, spiegelt eine Bewegung, die sich in jenem Jahrzehnt allgemein im europäischen Leben Bahn brach: Auch hier im kleinen Dorf gibt es individualistische Romantiker, die aus Liebe zur Schönheit der Landschaft oder aus persönlichem Geltungstrieb das Werk einer neuen Gemeinschaft zu hemmen versuchen —, und auch hier stellen sich ihnen die revolutionären Brauseköpfe entgegen, die im Rausche des ersten technischen Könnens der Lindt-Escherzeit das Neue wagen und für das Wohl der Gesamtheit ihr persönliches Leben und Gut opfern. — Frisch und lebendig sind auch die Einzelvertreter dieser Parteien gezeichnet. Die anmutig eingewobene Liebesgeschichte zwischen der lustigen Lauwiserin und dem waghalsigen bündnerischen Bergarbeiter erhöht unsere gespannte Anteilnahme am Seewerk.

Fast zu offensichtlich wirkt hier der heilige Eifer der Verfasserin, urchige Lebensfreude und alte luxusferne Sitten in unsere Zeit hineinpredigen zu lassen. Weniger urchig ist die mit Dialekt gewürzte Sprache des Buches, das sich weder für eine waschechte Mundart noch für ein gutes Schriftdeutsch entscheiden kann, sondern ein wenig bodenständiges Gemisch redet. Diese kleine Anfechtbarkeit des Werkes bedauern wir vor allem im Gedanken an die sprachliche Erziehung der Schweizerjugend. Denn das inhaltlich so schöne und reine Buch möchten wir besonders gern auf den Weihnachtstisch der heranwachsenden Jugend legen. E. G.

Lisa Wenger: Jorinde, die Siebzehnjährige.

Morgartenverlag A.-G., Zürich und Leipzig.

Eine gutgeschriebene Jungmädchengeschichte ist eine Seltenheit. In diesem Entwicklungsroman „Jorinde“ ist es Lisa Wenger gelungen, diese Seltenheit zur beglückenden Wirklichkeit werden zu lassen. Es sind keine falschen, ungesunden Sentimentalitäten, keine schwächlichen Backfischzimperlichkeiten in diesem Buch. Es ist hingegen förmlich durchstrahlt von köstlicher, unternehmungsfroher, verantwortungsbewußter Jugendkraft, und zur gleichen Zeit angefüllt mit erstaunlichen und ungewöhnlichen Ereignissen. Denn ist es nicht durchaus ungewöhnlich, wenn sich zu Anfang der Geschichte Claudia zu ihrem siebzehnten Geburtstag als Geschenk wünscht, ein kleines, ganz kleines mutterloses Kindchen annehmen zu dürfen, um es hineinzubetten in ihre warme fürsorgende Liebe? Claudia wird dieser Wunsch erfüllt. Das angenommene Kindchen nennt sie Jorinde. Großartig, wie Claudia bewußt alle Konsequenzen der übernommenen Pflichten trägt. — Die heranwachsende Jorinde spiegelt in ihrem Wesen die wundervolle Klarheit der jungen Adoptivmutter Claudia. Jorinde wird völlig das Kind ihrer Seele. Mit der herrlichen Klarheit besitzt Jorinde auch Claudias zielbewußte Zähigkeit. Die Tapferkeit, den frohen Mut, den Sinn für Humor. Jorinde, in ihrer wohlbehüteten glücklichen Jugend setzt es bei ihren Adoptiveltern durch, selbst ihr Brot zu verdienen. Die Siebzehnjährige wird Märchenerzählerin. Während eines Sommers durchwandert sie das schöne Schweizerland, zieht von Dorf zu Dorf, macht gute und weniger gute Erfahrungen, erlebt nicht nur das eigene Schicksal, sondern auch das ihrer Freunde. Da schreitet man mit diesem sonnigen, seelenheiteren, tapferen Mädchen durch grüne Wälder und über Landstraßen, und freut sich mit Jorinde an ihrer selbstgewählten Tätigkeit, welche die Herzen erschließt. Einmal sagt einer ihrer Gastgeber, ein Lehrer zu ihr: „So viele Kinderherzen zu erfreuen und ihnen vielleicht durch die Symbole der Märchen das Weltgeschehen näher zu rücken, guten Samen auszusäen — das kann man auch beim Märchenerzählen — solche Freude fällt nicht jedem in den Schoß.“ — Mit diesen Worten ist Jorindens Arbeit, zu der sie durch Lust und Begabung hingeleitet wurde, aufs Schönste beleuchtet. — Vorübergehend — während Wochen, wo das Märchenerzählen nicht lohnt — wird Jorinde Kellnerin. Unnötig zu sagen, daß sich keinerlei Häßlichkeiten heranwagen an dieses prächtige junge Mädchen mit der blanken Seele. — Jorinde reift an den Erlebnissen dieses Sommers. Daß die Liebe Einkehr hält in dieses warme Herz ist natürlich. Daß indessen diese Liebe auf ein Zwillingsbruderpaar fällt, welches sich äußerlich verwirrend ähnlich sieht, ist ein ungewöhnlich reizvolles Motiv.

Lisa Wenger, diese wundervolle Schweizer-Erzählerin mit dem weisheitsvollen Wesen und der herrlichen, zeitlos jungen Seele, läßt Jorinde durchglüht sein vom Frühlingszauber ihrer siebzehn Jahre. Sie gibt ihr den untrügbaren Sinn für das Gute, Rechte, Schöne. So wird Jorinde ungewollt und unbewußt zu einem Sinnbild liebenswerter Jugend; in ihrem selbständigen Streben aber auch gleichzeitig zu einem sympathischen Ausschnitt modernen Mädchenlebens. Jorinde, das letzte Buch Lisa Wengers, wird sicher wie die vielen andern Bücher der beliebten Autorin, seinen Weg finden in manches Haus, und so, Sinn und Herz beglückend, seine Aufgabe erfüllen. Das Buch ist von dem Morgartenverlag Zürich gediegen und geschmackvoll ausgestattet worden und eignet sich als Geschenk und Weihnachtsgabe für jung und alt.

Johanna Siebel.

Gertrude Aretz: Marie-Luise.

R. A. Höger-Verlag, Wien-Leipzig.

Die geschichtliche Rolle und der Charakter der Kaiserin Marie-Luise waren von jeher umstritten. Gertrude Aretz unternimmt es, in einer weitausgreifenden Arbeit, das Andenken der Habsburgerin reinzuwaschen. Sie muß aber vor den geschichtlichen Tatsachen immer wieder zugeben, daß Marie-Luise in den entscheidenden Momenten versagt hat. Sie handelte nie aus eigenem Entschlusse und aus eigener Verantwortung; sie ließ sich immer von einem stärkern Willen treiben.

In der Jugendzeit bedeutet der Vater alles. Auf seinen Wunsch heiratet sie den „Antichristen“, den „Korsischen Abenteurer“, den „Plebejer“, wie sie ihn noch kurz vorher nennt. Schon bei der ersten Begegnung mit Napoleon ist sie aber von seinem unwiderstehlichen Charme gefangengenommen. Für den „Kaiser“ bedeutet diese Frau die eigentliche Krönung seines Werkes. Die Erzherzogin wird ihm die Dynastie gründen, auf die sein gewaltiges europäisches Reich übergehen soll. Dies neue Herrschergeschlecht, die „vierte Dynastie“, soll sich durch das Habsburgerblut Marie-Luises gleichberechtigt neben die ältesten Fürstenhäuser stellen dürfen. Es ist eine Vernunftheirat zwischen Revolution und Legitimität.

Napoleon vergöttert diese Frau, die ihm den so lang ersehnten Erben schenkt, den „König von Rom“, „das schönste Kind Frankreichs“. Wieder Erwarten ist diese ursprünglich „politische“ Ehe außerordentlich glücklich. Die kürzlich wiedergefundenen Briefe des Kaisers an Marie-Luise aus der Zeit des großen russischen Feldzuges und aus den letzten Kriegen gegen die Alliierten, legen davon beredtes Zeugnis ab. (Lettres inédites de Napoléon Ier à Marie-Louise, 1810 à 1814, avec introduction et notes par Louis Madelin. Ed. des bibliothèques nationales.) Aber immer wieder muß Napoleon Marie-Luise aufmuntern oder beruhigen, denn sie ist furchtsam, kleinmütig und entschlußunfähig und leidet dauernd unter eingebildeten Krankheiten. Ihre Unselbständigkeit, die sich auch aus ihrer allzugroßen Jugend erklären läßt, macht ihr allerdings die Unterwerfung unter den Willen Napoleons selbstverständlich und bedeutet für ihre Ehe eine Erleichterung.

Gertrude Aretz bleibt der historischen Wahrheit treu. Sie versucht allerdings den guten Willen und den lautern Charakter Marie-Luises zu beweisen. Vor den eigenen Briefen der Kaiserin hält dies aber schwer. In der Zeit des kaiserlichen Glanzes ist sie ein Herz und eine Seele mit ihrem Gatten. Nach dem Sturze Napoleons fällt es dem Grafen Neipperg nicht allzu schwer, die ehemalige Kaiserin zu trösten. Marie-Luise schreibt in dieser Zeit: „Ich schulde ihm (Napoleon) Dankbarkeit für die gleichförmige Ruhe, in der er mich hat leben lassen, anstatt mich unglücklich zu machen.“ (!)

So charakterlos, wie sie sich gegen Napoleon verhielt, so unmütterlich verläßt sie ihren Sohn, den König von Rom. Und wie sehr brauchte dieses empfindsame und talentvolle Kind eine gute Mutter! Zum zweiten Male hat Marie-Luise vor ihrer Aufgabe versagt! (vide: Octave Aubry: Der König von Rom. Rentsch-Verlag, Zürich.)

Die Geschichte der Kaiserin Marie-Luise ist vielmehr die Geschichte derer, die sie beeinflußten: Zuerst der Vater, Kaiser Franz von Oesterreich, dann der Gatte, Napoleon, den sie verlassen wird. Eine wichtige und unerfreuliche Rolle spielt in ihrem Leben die ehrgeizige und intrigante Herzogin von Montebello, ihre Hofmeisterin und intimste Freundin. Nach dem Sturze des Kaisers ist es zuerst General Neipperg und dann Graf Bombelles, beide morganatisch mit der Ex-Kaiserin vermählt und zugleich regierende Minister ihres Duodez-Fürstentumes Parma, das der Wiener Kongreß 1815 Marie-Luise als Entschädigung zugesprochen hatte.

Die interessante, historisch gut fundierte und mit vielen Porträtwiedergaben ausgestattete Biographie vermag uns leider nicht über die Charakterlosigkeit und Oberflächlichkeit der illustren Fürstin wegzutäuschen. H. E.

Hermann Walser: Die Königin von neun Tagen.

Morgarten-Verlag A.-G., Zürich und Leipzig.

Geschichtliche Romane, geschichtliche Lebensbilder sind an der Tagesordnung, dermaßen, daß unser Gaumen verwöhnt, unser kritisches Gefühl geschärft ist. Lady Johanna Grey, Königin von neun Tagen, ist als Thema zweifellos packend, die Darstellung, die ihm der Autor schenkt, ist es leider nicht. Wir fragen uns beim Lesen dieses — im Gegensatz zu seinen umfangreichen Konkurrenten kaum vollschlank zu nennenden — Bandes, ob er für Erwachsene, ob er für Jugendliche geschrieben sei. Für die ersteren ist er zu einfach, zu unkompliziert, zu wenig tief grabend, für die letzteren zu wenig spannend.

Lady Grey, eigenartig durch ihr frühreifes, geistig und moralisch hochentwickeltes Wesen, gerät zwischen die Mühlsteine weltlicher und geistiger Politik. Eine unerbittliche Gewalt schiebt sie, durch Leiden mehr als durch Handeln wird sie zur außergewöhnlichen Persönlichkeit. Der grausame Kampf zwischen Evangelisten und Papisten, zwischen Protestanten und Katholiken entscheidet über ihr junges Leben, ihr früher, heldenhaft ertragener Tod erhebt sie fast zur Heiligen. Aber auch hier nützt der Autor nicht alle Möglichkeiten aus. Der fanatische Kampf der Religionen wird wohl durch grauenhafte Waffengewalt und Ströme von Blut, aber zu wenig durch blitzende Geisteswaffen ausgefochten. Wir können es schwer glauben, daß der gelehrte, kluge Beichtvater der Königin Maria (der Blutigen), der die Gegenkönigin von neun Tagen, Lady Grey, kurz vor ihrer Hinrichtung besucht, um sie, kraft seines Wortes zum reinen Glauben zurückzubringen, nach den drei ersten Sätzen schon in den „Stoßseufzer“ ausbricht: „Ich sehe, daß man mit Ihnen an kein Ende kommt“. Wo es um die Schilderung konkreter Ereignisse geht, um höfische Feste, den Einzug der jungen Königin in den Tower, folgen wir dem Geschichts- und Sittenkundigen Dichter gerne; der düstere Tod Heinrich des Achten, das Leben der gefangenen Lady Grey im Ziegelsteinturm desselben Towers sind treffliche Ausschnitte.

Der Stoff zu einer knappen Novelle, zu einem scharf ziselierten Lebensbild ist reizvoll und verlockend; der jähe, meteorhafte Aufstieg, der erschütternde Sturz der blutjungen Königin berechtigt zu kurzer Fassung. Die Szenerie ist prachtvoll — der Hof Heinrich des Achten und seiner Nachfolger — aber zum Bewältigen eines solchen Stoffes braucht es eine erfahrene, gewandte, eine fast raffinierte Feder. M. P.-U.

Frieda Hauswirth: Der Sonne entgegen.

Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich.

Frieda Hauswirth, die ausgezeichnete Kennerin indischen Frauenlebens, die unerschrockene Kämpferin für die geistige und soziale Befreiung der indischen Frau, greift diese ihr wesentliche Frage diesmal in Romanform auf. Der eindrucksvolle Auftakt zur Geschichte der jungen Witwe Ramadevi ist die Darstellung des freiwilligen Opfertodes, durch den ihre Ahnin einst die Tradition der Witwenverbrennung noch einmal aufgenommen hat. In den Schlußkapiteln des Buches treffen wir die Enkelin als Helferin jener allerärmsten unter den Indern, den unberührbaren Parias. Zwischen diesen beiden Punkten, zwischen dem Anfang, der ein Ende ist und dem Ausklang, der ein Sonnenaufgang sein soll, hat Frieda Hauswirth am Schicksal einer Brahamenfamilie die gesamte neuere religiöse, soziale und nationale Entwicklungsgeschichte Indiens sichtbar werden lassen. Ihre reichen Kenntnisse der indischen Sitten und Gebräuche lassen ein farbiges Bild vor den Augen des Lesers erstehen. Mit besonderer Sympathie geht die Verfasserin auf das Wirken Gandhis und seiner Jünger ein. Ihr Buch ist daher als wichtige Ergänzung zu den Büchern, um Gandhi anzusprechen.

H.

Neue Jugendschriften.

Von Helene Meyer.

Das Bilderbuch.

Die national färker betonte Einstellung unserer Verleger und Buchhändler hat zur Folge, daß das billige ausländische Massenerzeugnis auf dem Schweizer Jugendbuchmarkte in den Hintergrund tritt und die Schweizer sich mit beachtenswerten Schöpfungen neben oder vor die besten Ausländer stellen.

Wenn in unserer Besprechung der Bilderbücher einem fremden Gaste der Vortritt eingeräumt wird, ist es, weil wir in ihm einen alten Bekannten begrüßen. Der Verlag Stuffer, Berlin, hat die Bilderbogen, denen einst Wilhelm Busch und Moritz von Schwind ihre Gunst und Kunst zuwandten, zu neuem Leben erweckt. Je sechs Bogen in Folio sind zu einem Blocke zusammengeheftet und können leicht einzeln herausgenommen werden, sei es zum Anmalen der schwarzweißen Ausgabe oder zum Schmucke des Kinderzimmers durch die leicht getönten Bilder der bunten Reihe. Anekdoten, Kinderreime, Volkslieder und dergleichen werden in den Bildern lebendig: Die Malweise ist verschieden je nach den einzelnen Beiträgern; es gibt humorvolle, innige Bilder, leichtverständliche Verslein und solche, die zum Nachdenken anregen: eine echte Volkskunst, die jung und alt erfreuen möchte. Mathilde Ritter und C. Ferdinands haben sich zu einem Spielbilderbuch: Ohne Geld durch die Welt zusammengetan (Hegel und Schade, Leipzig). Es wird Krämer und Doktor gespielt, man fährt mit der Eisenbahn und dem Luftschiff. Die Verse Ferdinands fallen ins Ohr, und die bunten, nicht schreienden Farben, die hübschen Einzelheiten entsprechen dem guten Geschmacke eines weiten Kreises. An die Gruppe der Sinnlichen und der Träumer unter größern Kindern und Erwachsenen wendet sich Ernst Kreidolf, Die Himmelwiese, Blumenlegenden von Hilda Bergmann (Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich). Manche vertraute und immer wieder bezaubernde Gestalt taucht auf den zwölf farbigen Vollbildern auf: die Wiesenfee, Ritter Trauermantel, der Edelmann Rittersporn. Neue Märchenwesen wie die fromme Herzblume, Prinzessin Rührmichnichtan, die trauernde Königskerze zeugen von der nicht erlahmten Phantasie des greisen Malers. Wenn wir uns an seinen gemalten Dichtungen erfreuen, lassen wir uns auch die Erklärungen dazu von Hilda Bergmann gefallen. Der künstlerische Entstehungsprozeß mag den umgekehrten Weg eingeschlagen haben, die Bilder sollten wohl die Erzählungen unterstützen. Sei dem, wie es wolle, wir danken der Schriftstellerin für ihre feinsinnigen Geschichten, die das Süßliche meiden, und, wenn auch nicht mit durchschlagender Eigenart (eine solche hätte den Bildeindruck gestört), in gepflegter Sprache allerlei Legendenhaftes von der Entstehung, den Eigenschaften und Schicksalen der Blumen mitteilen. Hedwig Spörri-Dolder und Emilie Locher-Werling laden unsere Wildfänge ein: Chumm — lueg (Waldmann, Zürich). Hier ist das Wunderbare materialisiert in einer kindertümlichen, derbfrischen Art, die an beste Volkskunst erinnert. Die Malerin hat sich einen eigenwilligen Stil geschaffen mit ihren pausbackigen Kindern, den putzigen Wichtelmännchen, den Blumen und Tieren in Wald und Feld, denen es augenscheinlich recht wohl ist in ihrer drolligen Spielzeuggestalt. Ein Rotbraun und ein Blaugrün beherrschen das Bilderbuch: eine erdhafte Wärme und zugleich ein Wundersames, Nichtallätägliches. Emilie Locher-Werling erzählt in stadtzürcherischer Mundart die Geschichte vom entlaufenen Rehlein, das die Kinder pflegen und wieder in den Wald entlassen. Zum Danke dafür werden sie von den Wichtelmännchen zum Waldfest entboten. Die Kürze ihrer Verse verleitet die Dichterin häufig zum unkindlichen Uebergreifen eines Satzes in den nachfolgenden Vers; bei den alten Kinder- und Ammenreimen schließt der Gedanke mit der Verszeile. Bild und Wort decken sich in „Chumm lueg" nicht vollständig; das letztere wirkt neben den kräftigen Bildern zu herzig; dennoch haben wir hier eine recht bedeutsame, erfreuliche Veröffentlichung. Wo immer der Künstler Wort und Bild allein bestreitet, haben wir eine einheitlichere Gesamtleistung. So bei Mili Weber: Vom Rehli Fin (Rotapfelverlag Erlenbach-Zürich). Der Stil der Künstlerin strebt nach dem Zarten, Lieblichen. Alle Menschen sind lieb, und die Welt liegt still und fromm im Sonntagsfrieden. Ein kleines Reh kommt in Menschenhände, wird später dem Wald zurückgegeben und hält die Verbindung mit der Pflegerin aufrecht, auch nachdem es Junge bekommen hat. Die Ansätze zu einer naturgeschichtlichen Betrachtungsweise werden immer wieder vom Gemüt aus verdrängt, so daß in dem „ganz wohre Gschichtli" das Tier stark vermenschlicht erscheint. Die Begebenheit ist in die Bündner Berge verlegt; die Künstlerin spricht nach der Anzeige des Verlages Berndeutsch; jedenfalls ist die Mundart nicht rein. Uns scheint, daß die Erzählung bei mündlichem Vortrage gewänne. Sie ist mit hübschen Federzeichnungen und einem zarten, etwas konventionellen Buntbild geschmückt. Hans Witzig in Tabis Nuckerli reißt aus (Selbstverlag, Zürich 8, Mühlebachstraße 84), ergreift resolut neben dem Zeichenstift die schriftstellernde Feder, und es ist ein köstliches Werk aus einem Guße entstanden. Wie selten stößt man auf den echt kindertümlichen Humor! Mit oft wird den Kindern anstatt der Komik eine einfältige Grimasse geboten. Hier vereinigen sich die Vorzüge des Zeichners Hans Witzig mit denjenigen eines originellen Erzählers. Mit hurtigem Stifte werden lustige Situationen hingeworfen; alles lebt, vom langen Rockschoß des Professors bis zu dem gesträubten Scheitelhärchen des kleinen Helden. Alles ist Bewegung in dieser höchst ereignisreichen Geschichte vom Vierjährigen, der ausreißt, in schlechte Gesellschaft gerät und schließlich im Kindergarten landet. Die Kinderwelt Witzigs ist voller Wunder. Tabis hat die Größe eines Lineals, die verführerischen Kameraden sind die Bagabunden Papagei, Dackel und Katze. Und erst die strafende Gerechtigkeit, der Herr Ratten- und Mäusefänger, von dem man im ganzen Bilderbuche nie die unter dem breiten Räuberhut versteckten Augen sieht, sondern nur die große Kartoffelnase und den mächtigen Bart. Die Erzählung ist meist in Dialoge aufgelöst, entsprechend der bewegten Linie der mit etwas Rot, Blau, Gelb und Grün angetuschten Zeichnung. Wo dieses Bilderbuch in die Kinderstube einzieht, ist gegen die Langeweile kommender Schlechtwettertage vorgesorgt. Aber auch mancher junge Vater, manche liebevolle Mutter wird in einer Mußestunde darnach greifen und die ganze naive Frische des vorschulpflichtigen Alters in Tabis Nuckerlis harmlos mutwilligen Streichen nachempfinden. Mit Recht wird das Tier in Bilderbüchern und Erzählungen den Kindern nahegebracht und damit die Liebe zu Hilfloseren als man selbst, erweckt. Hannah Egger und Hedwig Kasser haben bei Francke, Bern, in Die weißen Mäuse ein in seinem zarten Offsetdruck an englische Bilderbücher gemahnendes Werklein geschaffen. Den weißen Mäusen wird die Kistenwohnung gebaut; die Familie vergrößert sich. Gefahren drohen von der Katze und der feindlichen Sippe der Graumäuse; ein Auszug in die Küche nimmt ein glückliches Ende, und eine Hungersnot, verursacht durch die Vergeßlichkeit des Mäuseeigentümers, wird behoben. Wir verlassen die wimmelnde Schar an der gefüllten Schüssel. Die Verse sind gut und, namentlich in den wohlgelungenen Eingangsstrophen, von einem schalkhaft beschwingten Rhythmus getragen; zuweilen aber sind sie durch Häufung von Substantiven schwer verständlich für das Kleinkind. In einheitlichem Gewande der Bebilderung erscheint dieses Jahr der Basler Krähenkalender, der wieder seinen Segen an Sprüchlein, Anekdoten und Kurzerzählungen ausschüttet. Warum verbirgt sich die Malerin hinter ihre Initialen L. S.? Hat sie doch ihre Sache mit den kindertümlichen Bildchen, die losgetrennt als Postkarten verwendet werden können, gut gemacht; denn sie sind in ihrer Primitivität voll Spannung. Auf gelb getöntem Papier mit handausgemalten Holzschnitten und altertümlichen, vierdeckigen, einstimmig gesetzten Noten, bietet Wunderlich, Tübingen, in Was die Mutter an der Wiege singt Wiegen- und Schlafliedchen, zum Teil die altvertrauten, zum Teil einfache Neuschöpfungen, alle auf einen ernsten, frommen Ton gestimmt.

Die Verlobung.

Tagebuch eines schlesischen Fräuleins 1870.

Verlag Ernst Heimeran, München.

Eine rührende kleine Herzensgeschichte, die von dem jungen, schlesischen Fräulein, der Komtesse Florentine, im Juli 1870 in ihr Tagebuch notiert wird! Wir glauben zu wissen, daß dies Büchlein aus rotem Saffianleder mit Goldschnitt und goldgepreßten Ornamenten kurz zuvor auf ihrem Geburtstagstisch gelegen hat. Das darin Aufgezeichnete trägt den Zauber unmittelbaren Erlebens. Die oft etwas ungelenke Sprachgebung und die im ganzen konventionell gebundene Art des Empfindens ist seinem Reiz nicht abträglich, da es unsern Glauben an die Echtheit dieses menschlichen Dokuments bestärkt, wie sie von den Herausgebern ausdrücklich bezeugt wird (Nur die Namen wurden verändert und einige Schreibirrtümer berichtigt.)

Die Verlobung! Die Gedanken und Sehnsüchte, die Befürchtungen und Hoffnungen der kleinen Gräfin kreisen um dies große Thema in einer so ausschließlichen Weise, daß sie unsern heutigen jungen Mädchen seltsam genug erscheinen mag. Die Freier nahen sich in rascher Folge, endlich erscheint auch er, „das Ideal aller Träume". In der Beziehung zu ihm erst wird das Erleben der Erzählerin zum persönlichen Geschick, über die standesmäßig bedingte Reaktion hinaus individuell gestaltet. Denn der von der Braut ersehnte und in der Familie freudig aufgenommene Bräutigam gibt mancherlei Rätsel zu lösen auf: „Liebt er mich auch wirklich? Hat er nur geglaubt, eine reiche Frau zu bekommen und ist nun enttäuscht, da er Näheres erfahren?" In diesem Herzenskonflikt findet das Mädchen in einer herrnhutisch-betonten Religiosität Trost und Hilfe. Die Lösung des Rätsels aber bleibt uns ihr Büchlein schuldig. Wir erfahren nur, daß der Bräutigam zum Heer, zum deutsch-französischen Feldzuge einberufen wird, und daß die persönliche Angst um ihn in die große Sorge um den Bestand des Vaterlandes aufgenommen wird.

Wir geben dem Verlag recht, der glaubt, durch die Herausgabe dieses anspruchslosen Tagebuches einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Herzens und der Zeiten zu leisten.

A. H.

Die Passion des Johann Sebastian Bach.

Eine kleine Erzählung von Christine Holstein. Verlegt bei Koehler u. Amelang-Leipzig.

Ein Buch, auf den Weihnachtstisch zu legen, klein, schmuck, innig und herzwarm! Liebe und Leid, Kampf und begnadeter Aufschwung vereinen sich zur schönsten Harmonie, im wehmütig-traurigen Abgesang ausklingend. Hauptmotiv ist die kraftvolle Figur Johann Sebastian Bachs, groß und streng dominierend, wie das Motiv seiner Fugen, von kleinen Schmuck- und Schnörkellinien umrankt, aber nirgends erdrückt und verdunkelt. Der große Mann mit den großen Gesichtszügen und der mächtigen Perücke, diese prachtvolle Barockfigur, sprengt fast den Rahmen der liebevoll geschriebenen und empfundenen Erzählung. Aber wenn nach außen die hinreißenden, gewaltigen Töne brausen, Kampf ansagend allem Allzumenschlichen, Kleinlichen, nach innen, im Kreise der geliebten Familie wird der große Meister zum zärtlichen Gemahl, zum treubesorgten, liebenden Vater. Das Leben im Hause dieses Großen, ein Abend in seiner Wohnstube — es ist ein kleines, intimes Kabinettstück, in warmen, trauten Farben gemalt. Alle Kinder, — und es sind deren viele! — sind geborene Musici, alle spielen ein Instrumentchen, sogar das Allerjüngste kratzt mit frommem Gesichtchen auf seinem Jahrmarktgeiglein. Und die Mutter, Anna Magdalena Bach, selber eine begabte Sängerin von „angenehmem Sopran", neigt sich über die Schultern der ältern Knaben, ihnen das Notenschreiben lehrend. Aber so harmonisch verfließt nicht das Leben des Meisters. Widrigkeiten in seinem Berufsleben, Bösartigkeiten der Mitmenschen verletzen und quälen sein großes Herz. Aus Kummer und Herzeleid und aus der Trauer um den verstorbenen Freund steigt seine Matthäuspassion empor; sie rauscht in mächtigen Klängen aus der Erzählung auf, um, auch sie, an der Kleinheit, der Verständnislosigkeit der Menschen zu zerbrechen. Noch ein kleines Lied, höchste Vollendung an Kunst und Schönheit, schenkt der sterbende Bach seiner treuen Frau, um dann zur höheren Sphärenmusik einzugehen. Der Stil dieser schlichten aber so ansprechenden und anmutigen Erzählung paßt sich der Zeit an, bald schreitet er gravitätisch und sehr gewichtig, bald ergötzt er durch kleine Schnörkel und durch seine gemütvolle Wärme.

Ein Buch für stille andächtige Stunden, ein Buch, um auf den Weihnachtstisch gelegt zu werden.

M. P.-U.

Der arme Mann, Ulrich Bräker im Tockenburg.

Bilderfolge von Willy Fries.

Willy Fries, selbst ein Toggenburger, versucht in seiner neuen Bilderfolge, wie auch in seinen früheren Werken: „Die Fischer" und „Gottlose", uns das Leben des armen Toggenburgers vor's Auge zu führen. Er hebt in jedem Bilde, die Ergänzungen zu den Tagebuchaufzeichnungen des Ulrich Bräkers hervor und weiß der inneren — und äußeren Not des Mannes Ausdruck zu geben, so daß wir erfassen und spüren, wie tief verwandt wir mit diesem Menschen auch heute noch, durch dieses selbe allgemein menschliche Erleben sind.

Er geht durch eine karge Kindheit als Geißbub hindurch, erlebt die Größe der Liebe und spürt die Sehnsucht nach Ferne und Weite in sich, wird als preußischer Soldat angeworben und gedrillt und gibt dem Heimweh in der Schlacht bei Lowositz nach, wird fahnenflüchtig und kehrt ins liebliche Toggenburg zurück. Heirat macht ihn nicht reicher, sondern ärmer, Kinder wachsen neben ihm auf und sterben und er erlebt den großen Schmerz alles Irdischen, des Werdens und Vergehens. So kniet er demütig an der Bahre seines Jüngsten, gebeugt unter dem Willen Gottes. Armut drückt ihn, vermag ihn aber nicht zu brechen, denn in ihm wurzelt das Wissen, daß dieses Leben ein Leben im Herrn sein soll und der Mensch auch das Schwere auf sich nehmen und durchkämpfen muß.

So liegt in jedem Bilde Schicksal und Erleben, nicht vergangenes Einzelschicksal, sondern Wiederkehrendes und will gerade dadurch zum Einzelnen sprechen. Die Ausstattung ist sehr sorgfältig und prachtvoll trotz des niedrigen Preises und darf deshalb doppelt empfohlen werden.

Helene Kopp.

Marg. Stähelin: Weihnachtslicht.

Verlag Heinrich Majer, Basel.

Die sieben anspruchslos, doch geschickt erzählten Geschichten aus dem schweizerischen Volks- und Familienleben enden alle mit dem schönen, versöhnlichen Schluß einer gemeinsamen Weihnachtsfeier. Sie eignen sich zum Vorlesen im Familienkreise oder für besinnliche Lesestunden von jung und alt.

H.

Bei Adreß-Anderungen

soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.

Die Expedition.

Eben erschienen

Frieda Hauswirth

Der Sonne entgegen

Roman aus dem erwachenden Indien

400 Seiten. Leinen Fr. 7.80

Das Leben einer brahmanischen Familie in den fremdartigen Sitten und Bräuchen, das Leid der Kinder, die, ohne ihr Wissen, verheiratet und viel zu früh dem unbekannten Gatten überantwortet werden. Das Elend der Witwenschaft. – Das Buch der allumfassenden Mütterlichkeit.

Ernst Kreidolf

Neu

Die Himmelreichwiese

12 farbige Bilder zu Blumenlegenden von Hilda Bergmann

Gebunden Fr. 4.80

Anmutige kleine Kunstwerke, voll von Poesie und erzählerischer Freude

Kreidolf-Bilderbücher jetzt billiger

Es sind erschienen

Alpenblumenmärchen	Fr. 4.80	Bei den Gnomen und Elfen	Fr. 3.—
Ein Wintermärchen	Fr. 9.50	Kinderzeit	Fr. 2.—
Lenzgesind	Fr. 4.80	Blumenritornelle	Fr. 4.80
Grashupfer	Fr. 4.80	Aus versunknen Gärten	Fr. 4.80
Das Hundefest	Fr. 3.—		

Auf Weihnachten in jedes Haus ein Kreidolf-Bilderbuch

Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich

VITA

Es gibt noch verheiratete Frauen, die gegen die Lebensversicherung eingenommen sind — Witwen keine mehr.

„VITA"

Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft

Generaldirektion: Zürich, Mythenquai 10

155

Neuerscheinung aus dem Verlag Eugen Haag in Luzern

Anna Richli

Otto Wikardts Weg

393 Seiten in Leinen gebunden Fr. 6.50

Dieser neue Roman ist von einer seltenen, hohen Geistigkeit und einer eigenartig, gewaltigen Spannung. P 38058 Lz

„Otto Wikardts Weg" ist die Endfolge des Buches „im Vorraum der Zukunft". Dennoch bleibt das Buch ein für sich selbst abgeschlossenes Ganzes, ein Anruf der Zeit.

ZUM FESTESSEN!

ff Hintere Rollschinken, ohne Bein

ff Vordere Rollschinken

Ia Schüfeli

Schweizer Salami, kleine Stücke

Mortadella, kleine Stücke

Bratpoulets, frischgeschlachtet, milchgemästet

Suppenhühner

Bratgänse, Truthühner

feinste Qualität zu vorteilhaften Preisen

MIGROS

152-2

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Basel P 1490 Q

Batterie

Alkoholfreies Café

beim Wasserturm

Schönste Rundsicht Basels

Tel. 21.438 A. & H. Keuerleber

Basel - Tea-Room Turmhaus

am Aeschenplatz

A. & H. Keuerleber

Heller, hoher Raum

Gepflegter Service.

P 1490 Q Telephon 40.866

Bern Daheim

Alkoholfreies Restaurant

Schöne Hotelzimmer

Zeughausgasse 31

P 1055 Y Tel. 24.929

Preis pro Feld und pro Mal Fr. 4.—

Anmeldungen für weitere Felder nehmen alle Publicitas-Filialen entgegen